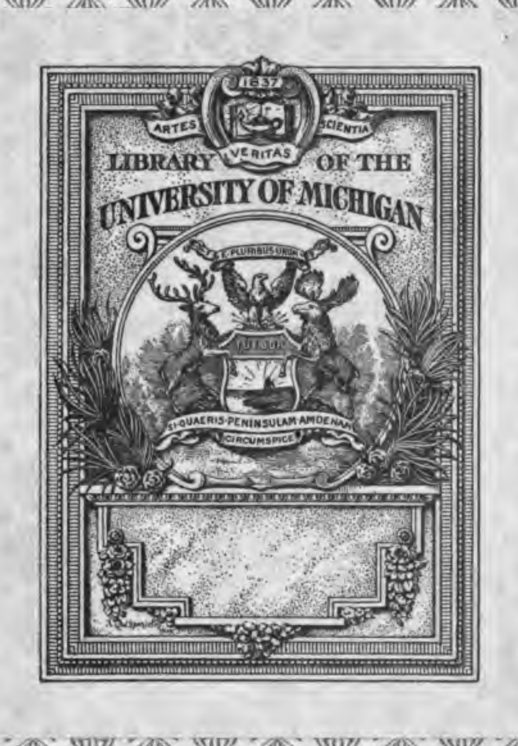
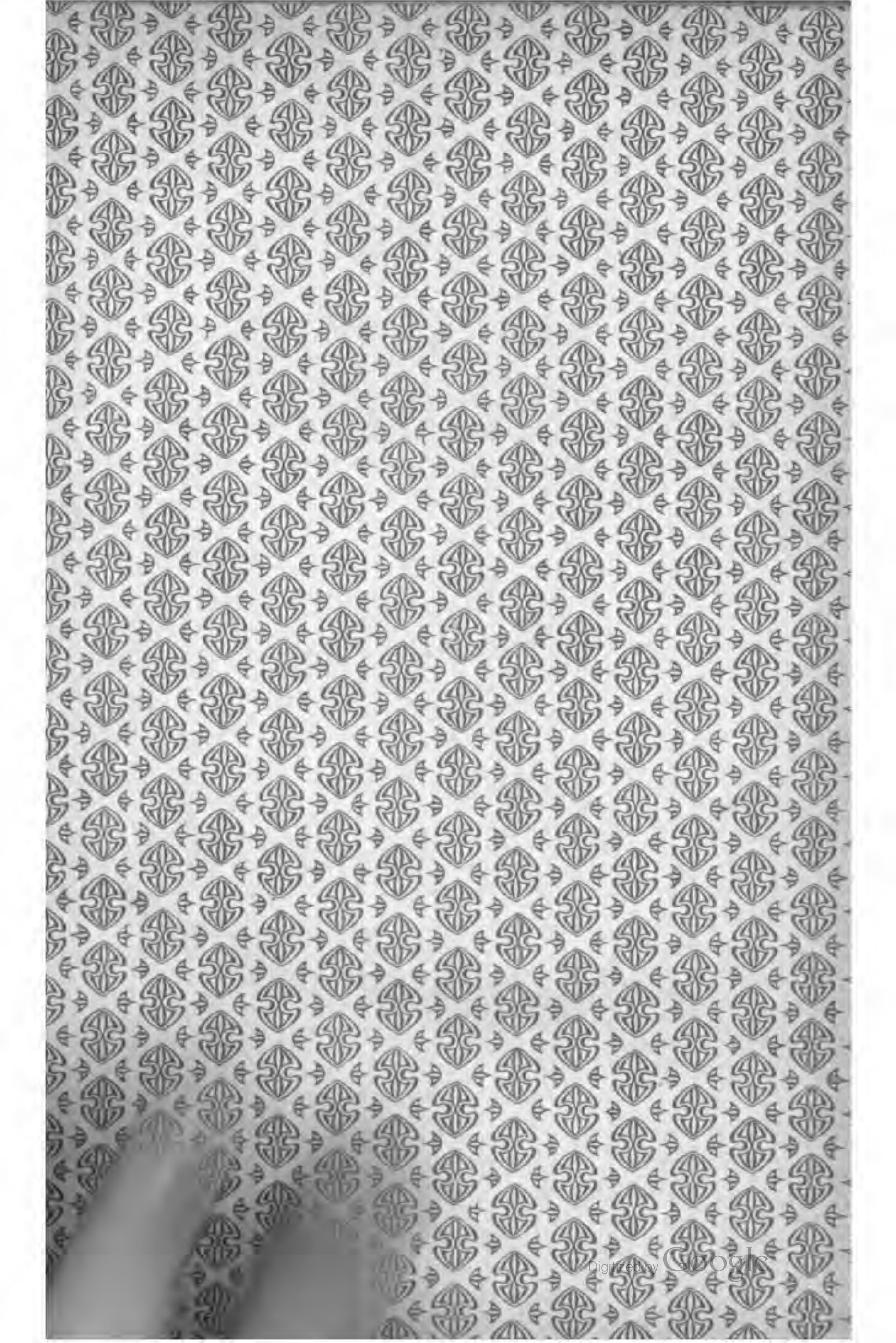
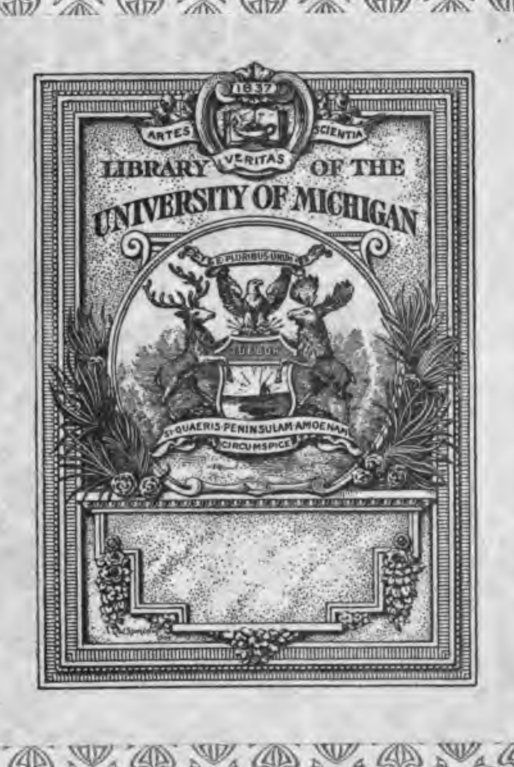
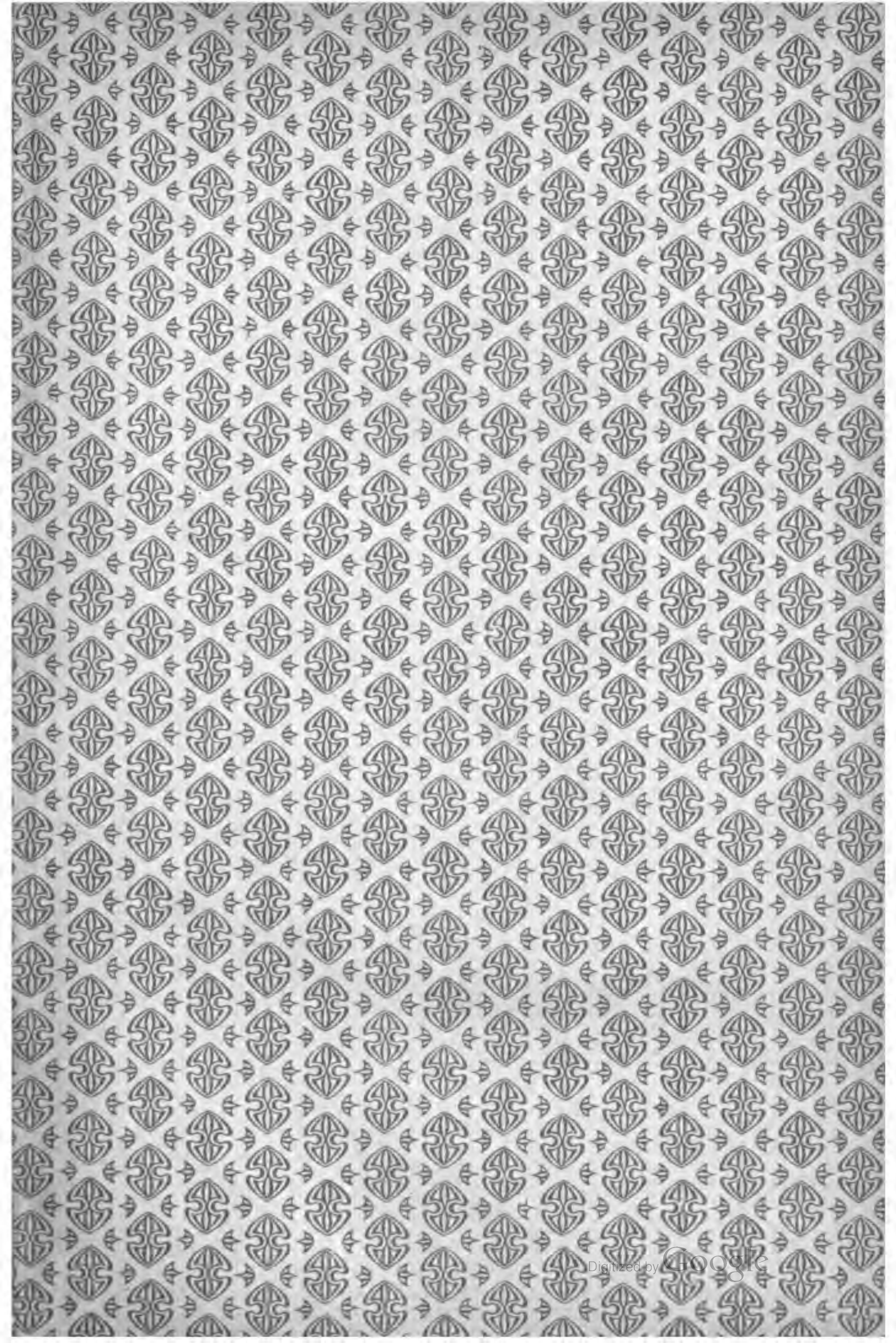

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Von Sprach' und Art der Deutschen und Engländer.

Kritische Worte und Wortkritik

von

Max[imilian] Meyerfeld.



Berlin.
Mayer & Müller.
1903.

To

Jenny and John.

„Germans to the front!"

Vorwort.

Es bedarf keines Vorworts. Ich möchte nur pflichtschuldigst mitteilen, dass einiges aus dieser kleinen Schrift schon vorher in der „Nation", der „Vossischen Zeitung", der „Frankfurter Zeitung" und in den „Englischen Studien" gedruckt war. Die Aufsätze sind teilweise erweitert und zu einer festeren Einheit zusammengefasst worden.

Berlin, 1. Januar 1903.

Max Meyerfeld.

Inhaltsverzeichnis.

English spoken.

Die Deutschen sind das sprachkundigste Volk ....

Das ist eines jener Urteile, die sich schwer nachprüfen, schwerer beweisen und noch schwerer umstossen lassen. Wenn man sagt: »Die Franzosen haben dem Theater die meisten brauchbaren Stücke geliefert«, oder: »Die Deutschen haben in der Musik die grössten Meister hervorgebracht«, so lässt sich diese Behauptung rasch zu apodiktischer Gewissheit erheben: es genügt, ein Dutzend Namen zu nennen. Dagegen behält der erste Satz in seiner schrankenlosen Allgemeinheit immer etwas Hyperbelhaftes, Ungreifbares und darum Unbeweisbares. Man hat wol amtliche Erhebungen angestellt, wieviele Analphabeten es im Deutschen Reiche gibt; aber kein Statistiker hat bislang gezählt, wieviele Zeitgenossen der englischen Sprache mächtig sind.

Es bleibe unentschieden, ob wir uns selbst für das sprachkundigste Volk halten oder von andern dafür gehalten werden. Beides dürfte der Fall sein, letzteres jedoch wahrscheinlicher. Wie wir uns ja auch erst als Volk der »Dichter und Denker« *(Poets and Thinkers)* fühlten, nachdem uns Bulwer in der Vorrede zu »Ernest Maltravers« diesen Ehrentitel beigelegt hatte. Indessen haben wir keine Veranlassung, die Quelle unsres Ruhms aufgedeckt zu sehen. Seien wir zufrieden und froh, dass wir bei Andern in so gutem Rufe stehen, und trachten wir danach, ihn in Zukunft zu erhalten.

Wo Rauch ist, muss irgendwo Feuer sein, schliesst das Sprichwort nicht mit Unrecht. Nun ja, wir lernen wirklich Sprachen. Auf der Schule werden uns von den lebenden Sprachen zwei beigebracht; zuerst das Französische, dann das Englische. (Die Reihenfolge mag sich daraus erklären, dass das Französische in seinem Wortbestand und seiner grammatikalischen Durchbildung eine grössere Ähnlichkeit mit dem Lateinischen besitzt; sonst müsste, seiner allgemein zugegebenen oder angenommenen Leichtigkeit wegen, das Englische eigentlich an erster Stelle erscheinen.) In andern Ländern haben die Schüler meist die Auswahl zwischen zwei Sprachen. So dürfen die jungen Engländer zwischen dem Französischen und Deutschen

auf der Schule wählen, etwa wie auf unsern Gymnasien den Primanern die Entscheidung zwischen dem Englischen und Hebräischen freisteht.

Wer unter uns höheren Bildungsdrang besitzt, gibt sich freilich mit der Kenntnis zweier Sprachen (oder vielmehr: ihrer Regeln) nicht zufrieden. Er eignet sich mindestens noch das Italienische an, wenn auch nur oberflächlich, um sich in dem Wunderland verständlich machen zu können, sollte er einstens eine Studien- oder seine Hochzeitsreise dorthin unternehmen. Nicht etwa, um daheim im stillen Kämmerlein Dante im Original zu lesen. Denn einmal besitzen wir vortreffliche Übersetzungen; bessere, als sie irgend ein Volk aufzuweisen hat; so gute, dass man sogar Homer und Cervantes aus ihnen lieben lernen kann. Zum andern sind die Zeiten vorbei, da man aus Begeisterung für einen Dichter sich sogleich auf dessen Muttersprache stürzte. Goethe riet seinem Eckermann dringend, das Englische zu erlernen, »besonders des Lord Byron wegen, dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz, wie sie nicht dagewesen und wol schwerlich wiederkommen werde«. Das war anno 1823. Wieviele haben etwa das Norwegische gelernt, besonders des Henrik Ibsen wegen? Oder das Russische, um Tolstoi's »Anna Karenina« im Original zu geniessen?

Gewiss, Goethe's Mahnung könnte auch unsrer Zeit noch gelten. Es mag vereinzelte Literarhistoriker geben, die sich das löbliche Bestreben, poetische Meisterwerke im Urtext zu lesen, nach Kräften zu erhalten gesucht haben. Vereinzelte! Über eine gediegene Kenntnis von vier lebenden Sprachen wird schwerlich einer hinausgelangt sein. Bei der heutigen Blüte des internationalen Literaturaustausches will das nicht viel besagen. Also selbst die Bildungsbeflissensten sind gezwungen, zu dem Surrogat von Übertragungen zu greifen, wenn sie in unsrer raschlebigen Zeit auf dem Laufenden bleiben wollen. Ich glaube, es gibt keinen unter uns, der Maeterlinck, Kipling, d'Annunzio, Gorki, Strindberg in der Sprache des Originals zu lesen vermöchte. Und in Spanien und Ungarn leben doch auch noch Dichter!

Zu keiner Zeit ist wol so viel übersetzt worden, zu keiner Zeit ist wol die Kunst des Übersetzens so sehr als Handwerk betrieben worden. Heutzutage werden nicht nur poetische Grosstaten sofort in mehreren Kultursprachen auf den Markt gebracht, sondern auch Bücher von ephemerer »Aktualität« — wie das Zeitungsschlagwort heisst —, Bücher von so hervorragender Mittelmässigkeit wie die Memoiren des Hauptmanns Dreyfus oder des Präsidenten Krüger. Eifrige Dolmetsche sind unablässig

bemüht, ihr Scherflein zur Verwirklichung einer Weltliteratur beizutragen. Deutschland nimmt auf diesem Gebiet zweifellos den ersten Rang ein, nicht nur der Zahl, sondern auch dem Werte nach. Man vergleiche etwa nur einmal die englische Übertragung des »Cyrano de Bergerac« mit der ausgezeichneten Umdichtung von Ludwig Fulda. Die Meisterschaft der Deutschen auf diesem Felde wird übrigens von andern Völkern neidlos anerkannt; ich weiss nicht, welcher englische Kritiker einmal den Ausspruch tat, wenn er die Wahl hätte, würde er sich für die deutsche Sprache entscheiden, weil sie ihm Gelegenheit gäbe, die besten Erzeugnisse der Weltliteratur in guten Übersetzungen kennen zu lernen.

Vielleicht steht es im Zusammenhang mit diesem üppigen ins Kraut-Schiessen des Übersetzens, dass die Poesie ihre die Sprachkenntnis fördernde Rolle ausgespielt hat. Merkantile Interessen stehen heute im Vordergrund. Der Welthandel ist ein mächtiger Sprachvermittler und -förderer geworden. Jedes bedeutende Geschäftshaus hat heute seinen französischen und englischen Korrespondenten. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens hat nicht minder ihren reichen Anteil an dem Aufschwung, den die Erlernung lebender Fremdsprachen in der jüngsten Zeit genommen. Was der Handel im Leben der Völker, ist die Eisenbahn nach

dieser Richtung im Leben des Einzelnen geworden. Das praktische Bedürfnis ist vielfach an die Stelle schöngeistiger Neigung getreten. Ein Kaufmann, der heute nach Petersburg reist, wird sich schnell etwas Russisch aneignen, auch wenn er den Namen Dostojewski nie zuvor gehört hat. Eckermann hat sicher nie an eine Reise nach London gedacht. Womit die literarischen und sprachwissenschaftlichen Interessen unsrer Tage keineswegs herabgesetzt werden sollen. —

Wir lernen Sprachen. Wir werden durch die Schule zur Erlernung lebender Sprachen angehalten. Und bis vor kurzem geschah es in der Art, dass das Auge eher herangezogen und geübt wurde als das Ohr, dass man die Methode der Erlernung toter Sprachen stracks auf die lebenden übertrug. Wir lernten aussprechen, doch nicht verstehen. Erst mussten wir die Verba, die mit avoir und être verbunden werden, im Kopfe haben, ehe wir erfuhren, welches Wort der Franzose für Taschentuch gebraucht. Erst lernten wir den sächsischen Genetiv anwenden, ehe wir wussten, was Strumpf heisst und wieviel ein Pfund Sterling ist. Erst lasen wir die Geschichte Karls XII. von Voltaire und die Erzählungen eines Grossvaters von Walter Scott, ehe wir in einer der beiden Sprachen sagen konnten: »Der Zug geht um $^3/_4$7«. Und am wenigsten wären wir

imstande gewesen, einen Eingebornen zu verstehen, auch wenn er uns nur nach dem Weg gefragt hätte. Dass man mit dieser Meisterschaft der Regeln keinen Hund hinterm Ofen hervorlockt, ist verhältnismässig spät eingesehen worden. Erst das heranwachsende Geschlecht empfängt seinen Unterricht von Lehrern, die die fremde Sprache an der Quelle studieren; und auf unsern Universitäten sorgen die Lektoren — meistens Ausländer — dafür, dass die Studenten sich an den Klang des ihnen fremden Idioms gewöhnen. Mancher deutsche Student musste am eignen Leibe erfahren, wie wenig es ihm von Nutzen war, dass er den grossen Plötz und den Immanuel Schmidt in den Fingerspitzen hatte, wenn er sich in Paris oder London eine Kravatte kaufen wollte. Vieles ist in dieser Beziehung besser geworden, auch die klägliche Aussprache der deutschen Lehrer, die neusprachlichen Unterricht erteilten, ohne je aus ihrem Krähwinkel herausgekommen zu sein. Der alte Goethe riet seinem Ammanuensis mit Recht, »sich an junge Engländer zu halten«. Und jener Seminardirektor, der seinen Kandidaten empfahl, im Ausland recht oft mit kleinen Mädchen spazieren zu gehen, wusste offenbar sehr wol, wie schnell sich Don Juan und Haidee verständigen . . . .

Was wichtiger ist: wir treiben Sprachen.

Die Deutschen sind unbedingt das spracheifrigste Volk; in dem Sinne, dass wir unsre Kenntnisse am meisten zu verwerten, an den Mann zu bringen, wol auch damit zu imponieren suchen. Vielleicht ist sogar unser Spracheifer noch ausgebildeter als unsre Sprachkenntnisse.

Wenn der Deutsche nach England geht, hält er es für seine Pflicht, die Sprache des Landes zu kennen. Mag sein, dass hier die Notwendigkeit ebenso sehr im Spiele ist wie das Verdienst. Der Deutsche in London spricht Englisch, weil er Englisch sprechen muss. Er käme mit seiner Muttersprache allein nicht aus. Wenn der Engländer nach Deutschland geht, weiss er häufig nicht mehr als ein par Brocken, aber er kennt das Geld. Übrigens macht er aus seiner Unkenntnis, die oft etwas Beschämendes hat, durchaus kein Hehl und entschuldigt sie damit, dass ihm seine Muttersprache durchhelfe.

In diesen wenigen Sätzen liegt ein ganzes Kapitel linguistischer und ethnographischer Psychologie eingeschlossen.

Deutschland hat am spätesten die Weltbühne betreten. Wir waren zu lange mit inneren Wirren beschäftigt, ehe wir daran denken konnten, uns nach aussen zu entfalten. Und im Völkerkonzert hatten wir die Trommel inne, auf der Andre herumschlugen. Das

Französische war die Hofsprache, ist noch die internationale Diplomatensprache. Das Italienische lieferte im Mittelalter ein Volapük des Handels, wie es bis zum heutigen Tag — trotz Robert Schumann's unfruchtbarer Gegnerschaft — das Volapük der Musik geblieben ist. Die Engländer eroberten ihrer Sprache frühe durch die überseeischen Kolonien fremde Erdteile: Amerika, Australien, Asien, Afrika legen beredtes Zeugnis für diese Siegertätigkeit des englischen Volkes ab. Klopstock's trunkene Odenbegeisterung konnte wol den Preis unsrer Sprache in Jubeltönen harfen, ihr auch einen Platz am Richterstuhl des Sonnengottes schaffen, im Wettlauf der Nationen sie jedoch nicht als Erste durchs Ziel gehen lassen. Heute fängt das Deutsche allmählich an, mehr als den Wert von Scheidemünzen zu gewinnen. Und das haben nicht unsre Dichter und Denker bewirkt, sondern unsre Realpolitiker, unsre Schiffe, unsre Beteiligung am Welthandel. Die Händel dieser Welt hatten uns zu lange in Anspruch genommen.

Der Deutsche, der sich lange nur als Preusse, als Baier, als Mecklenburger fühlte, bis ihm ein geeinigtes »Vaterland« geschenkt ward, der so lange partikularistische Politik trieb und sich als Angehöriger eines kleinen Staates, eines Staates im Staate fühlte, dass

er heute noch nicht ganz über diese Sonderabstammung hinausgekommen ist. — der Deutsche war ehedem nur allzu bereit, sich seiner Nationalität zu entäussern und seine köstliche Muttersprache trotz Klopstock zu vergessen. Er versank in fremder Nationalität. Theodor Fontane konnte vor fünfzig Jahren in seinen vortrefflichen Skizzen »aus England und Schottland«, die nichts von ihrer ursprünglichen Frische eingebüsst haben, folgendes unerquickliche Charakterbild des Deutsch-Engländers entwerfen: »Er spricht alle Sprachen mit Ausnahme des Deutschen. In seiner Tracht und Haltung überengländert er den Engländer. Er hat beständig schwarzen Flor um den Hut, trägt Röcke, deren Taille mehr dem südlichen Wendekreis des Steinbocks, als dem mittellinigen Äquator entspricht, exzelliert in buntfarbigen Sommerkravatten. scheitelt sein Haar in der Mitte des Kopfes und verwendet alle möglichen Pasten und Schönheitswässer zur Herstellung des (unübersetzbaren) »egalen Teints«, dieses entscheidenden Kennzeichens des echten Gentleman. O ja, sie lernen ihm ab, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und nur ein letztes Etwas entgeht entweder ihrem Auge oder liegt jenseits ihres Nachahmungstalentes. Dies Etwas ist es dann. was schliesslich doch einen Strich durch die Rechnung macht«. Als ein noch widerlicherer Geselle

entpuppt sich der Deutsch-Amerikaner, der seinen englischen Vetter an Unverfrorenheit und Frivolität weit übertrifft. »Ein Deutscher einst, nun Bürger im Staate Wisconsin«, wie es in einem wackern Gedicht von Emil Rittershaus heisst, mit dem dreisten Wahlspruch: »Die Tugend lebt im Geldsack und nicht in dem Gemüte!« Der Amerikaner erfand für diese Zugezogenen, Heimatabtrünnigen die Spottfigur des Hans Breitmann, die bereits eine ansehnliche Literatur gezeitigt hat.

Solche Auswüchse sind mit Recht der Lächerlichkeit zum Opfer gefallen und werden hoffentlich, je mehr sich der deutsche Name draussen Geltung verschafft und je weiter die deutsche Sprache vordringt, von der Bildfläche verschwinden. Eins vergessen diese Apostaten allemal: dass sie durch ihr gesinnungsloses Gebahren weder bei den Engländern noch bei den Amerikanern in der Achtung steigen. Dazu schätzen beide nationale Eigenart zu hoch.

Allerdings, Goethe sagte schon, ohne zu beschönigen: »Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen«. Und bis auf den heutigen Tag hat man immer wieder den Vorwurf gegen die Deutschen erhoben, dass sie fremden Einflüssen besonders zugetan seien und das Heimische

oft ungebührlich vernachlässigten. Schickt ein deutscher Kaufmann seinen Sohn nach London, so wird dieser seinen ganzen Ehrgeiz aufbieten, die Sprache zu erlernen. Er wird hauptsächlich mit Eingebornen verkehren und seinen Landsleuten, wofern es ihm ernstlich um die Erreichung seines Ziels zu tun ist, nach Kräften aus dem Wege gehen. (Es ist überaus bezeichnend, dass ein deutscher Professor seinen Hörern den gutgemeinten Rat erteilen darf, die Deutschen im Ausland »wie die Pest« zu fliehen; ein Engländer würde nie etwas derartiges auszusprechen wagen, einmal weil er keine Geschmacklosigkeit begehen möchte, und zweitens, weil er fürchten müsste, gelyncht zu werden.) Der junge Deutsche wird fleissig die englischen Theater und Music-halls besuchen, im Zylinder einhergehen, seinem Plastron die kunstreichsten Formen abzugewinnen trachten, während er früher schlecht genähte Schleifen trug, für englische Tageseinteilung schwärmen. Nach kurzem Aufenthalt im Ausland kehrt er als Nachäffling fremder Sitten und Gebräuche heim, als ein gemässigter Jean de France, wie Holberg den modischen Helden eines seiner Lustspiele nannte.

Wie anders der junge Engländer! Er wird nichts Eiligeres zu tun haben, als einem englischen Klub beizutreten, am Sonntag den

englischen Gottesdienst zu besuchen, sich seine Zeitung nachschicken zu lassen. Er wird seine Hosen auch weiterhin umgekrempelt tragen und seine kurze Pfeife mit dem süsslich parfümierten Tabak rauchen.

Der Deutsche unterwirft sich fremdem Wesen, der Engländer unterwirft sich fremdes Wesen. Der Deutsche ist nicht so blind, dass er das Bessere bei anderen Völkern nicht sähe; er ist daheim ein Patriot, ein Chauvinist vielfach, je weniger er aus seinen vier Pfählen herauskommt, und neigt draussen leicht zum Zweifel, sobald sich sein Blick schärft. Der Engländer ist zu »*conceited*«, zu »*self-opinionated*«, um das Bessere bei andern Völkern zu gewahren, der Glaube an die eigne Vollkommenheit ist ihm zu sehr eingeimpft; so wird er, der daheim mehr als bekannt zum Zweifel neigt, draussen seinen Patriotismus festigen und gelegentlich zum Jingoismus steigern.

Die Erklärung dafür, dass die Engländer so ganz unvorbereitet zu uns herüberkommen, liegt auf der Hand: wir machen es ihnen ausserordentlich bequem, indem wir sie in ihrer Muttersprache anreden. Es äussert sich darin, will man die Sache freundlich beurteilen, eine gewisse Höflichkeit: die des Wirts gegen seine Gäste. Ein Engländer freilich, der einen Deutschen empfängt, würde nie die Gastfreundschaft bis zu dem Punkte treiben, dass

er versuchte, Deutsch zu radebrechen. Der Stolz Minna von Barnhelm's, die auf Riccaut's Frage: »Sie spreck nit Französisch, Ihro Gnad?« rund heraus erwidert: »Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier?« — dieser Stolz scheint uns abhanden gekommen zu sein. Und Liselottens tapfere Worte: »Ich kann es nicht vertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, dass sie dieselbe nicht reden oder schreiben wollen, das ärgert mich recht« waren in den Wind gesprochen.

Die Aufschrift »*English spoken*«, wiewol sie letzthin ihre Anziehungskraft in der Grossstadt merklich eingebüsst hat, prangt bei uns immer noch an vielen sogenannten besseren Geschäften. Ich sagt' es schon: sie ist etwas entwertet. Nicht etwa, weil sich das Nationalitätsbewusstsein gegen die Anlockung zahlkräftiger Fremder sträubt; auch nicht, weil die Engländer und Amerikaner ihre Sprachkenntnisse bereichert; sondern weil es stillschweigende Voraussetzung geworden ist, dass es in den vornehmeren Läden einen Verkäufer gibt, der die der Landessprache Unkundigen in ihrer eignen zu bedienen weiss. Man könnte also darin eine noch höhere Stufe des Kosmopolitismus erblicken. Ganz so schlimm wie in Paris treiben wir übrigens den Unfug nicht. In London erniedrigt sich höchstens

ein Barbierladen dazu, die Deutschen in ihrer Muttersprache zum Rasieren einzuladen (ganz natürlich: sie sind zum grössten Teil in den Händen von Deutschen, denn der Engländer soll sich zu der Tätigkeit, Andere zu rasieren, nicht eignen — versichert der deutsche Friseur). Dagegen dürfte es schwer fallen, in Bond- oder Regent-Street ein Geschäft zu finden, das deutsche Kunden durch eine entsprechende Aufschrift anzulocken bestrebt wäre. Es widerstreitet englischem Gefühl; ausserdem brauchen sie auf die Kundschaft der Ausländer nicht so viel Gewicht zu legen. »Sie sind sehr reich und sind sehr stolz; wir sind nicht reich und sind nicht stolz«, psalmodiert Klopstock. Nein wahrhaftig, stolz sind wir nicht. Die Polyglottie gehört nicht blos zum Geschäft: auch Bayreuth und München, wo die deutsche Kunst eine Heimstätte hat, verschmähen es nicht, ihre Reklamen in englischer Sprache abzufassen. Alljährlich kommen zu uns Zirkulare der »*University Extension*« herüber; keins aber in deutscher Sprache. Ist es nicht unwürdig, dass wir uns einer solchen »Kriechsucht« befleissigen? Mit Recht durfte Professor Carl Krebs jüngst ausrufen: »O Ihr Deutschen, wann werdet Ihr endlich aufhören, ein Volk von Friseuren zu sein?« — —

Nun fragt es sich: wieso fiel dem Englischen das Loos zu, die Weltsprache zu

werden? Denn wenn dieser Ruhmestitel einer Sprache zukommt, kann es füglich nur das Englische sein. Jacob Grimm hat uns die Antwort gegeben. In seiner köstlichen Abhandlung »über den Ursprung der Sprache«*) stimmt der Altmeister deutscher Sprachforschung den Preis des Englischen mit der Begeisterung an, mit der Tannhäuser das Lob der Venus singt. Die Stelle möge hier in extenso folgen: »Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten aller Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämtlicher Flexionen eine grössere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und vor ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer anderen menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europas, des Germanischen und Romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte

*) 7. Aufl., Berlin, Ferd. Dümmler, 1879.

Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der grösste und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatze zur klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heissen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehen, künftig noch in höherem Masse an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichtum, Vernunft und gedrängter Fuge lässt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsre deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müsste, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte«. Wie ein schwacher Protest dagegen klingt, was Friedrich Vischer in seinem wundervollen Roman »Auch Einer«, der »erfrischend wie Gewitter goldne Rücksichtslosigkeiten« birgt, über das Englische zum Besten gibt: »Verwünschte Sprache. Ein Gott hat sie im Lachkrampf erfunden und gesagt: eine Sprache soll sein, die sei zweckmässig kurz und doch reich, dadurch fast zur Weltsprache geeignet, aber im Klang so, als brächte man zum Spass unanständige Töne hervor. Übrigens kann man die Sprachen auch so einteilen: das Englische reine Auster, schleimig mit Seegeruch. Das Italienische Rotwein mit Orangen. Das

Französische Likör und Biskuit. Das Deutsche gutes Roggenbrot mit Rettich und Bier. Das Holländische ganz Häring. Doch alles dies ist auch wieder gleichgültig, denn jede Sprache hat ausserdem noch Nektar im Keller. Da sind die Dichter die Schenken, ideale Kellner. In der lächerlichsten aller Kultursprachen hat Shakespeare geschrieben.

Was weiss nun der Deutsche gemeinhin von dieser »lächerlichsten aller Kultursprachen«?

Das Englische steht in dem Rufe, trotz der schwersten Aussprache die leichteste europäische Sprache zu sein. Das Vorurteil entstand auf sehr einfache Weise: *the dog* = der Hund, *the duck* = die Ente, *the horse* = das Pferd. Ein Geschlecht! Welcher Vorzug gegenüber der »der-die-das«-Trias! Desgleichen nur noch eine Deklination oder eigentlich sehr spärliche Überbleibsel einer Deklination, denn die einzelnen Kasus werden durch Vorsetzung von Präpositionen *(of, to)*, nicht durch Abwandlung des Stamms (des Hauses) gebildet. Keine Unterscheidung mehr von starker und schwacher, sondern nur noch karge Reste einer Konjugation, denn nur die dritte Person in der Einzahl erhält ein Suffix *(I love, they love; he loves)*. Ein »du« existiert überhaupt nur noch in der Bibel und der Poesie, nicht mehr in der täglichen Umgangssprache, sodass die lästige Unterscheidung

zwischen der zweiten Person im Singular und Plural, die nur eine Scheinmehrzahl bedeutet, weggefallen ist. Vom Angelsächsischen, dem kompliziertesten aller germanischen Dialekte (hat doch schon der erste Vers des Beowulf manchen Neuphilologen die Flinte ins Korn werfen lassen!), hat sich diese höchste Vereinfachung des Formenkrams bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen. Keine andre Sprache hat eine so radikale Abscherung vorgenommen. Sie erregt den Jubel des Schülers. In ein paar Stunden kann er damit fertig werden. Der Herrgott muss in einer besonders gnädigen Laune dies Englisch erschaffen haben, als den Triumph der Bequemlichkeit.

Freilich, die Rose hat ihre Dornen, und ihr schärfster ist die Aussprache, ein niederträchtiger »*jaw-breaker*«. Sie stellt nicht blos an den Anfänger sehr erhebliche Anforderungen. Es gibt, wie bald zu Tage tritt, im Englischen einige Laute, auf die unsre Sprachwerkzeuge schlechterdings nicht geaicht zu sein scheinen: das verflixte *th*, die *ow*-Diphthonge, die wie aus dem tiefsten Keller heraufsteigen, die mühsame Trennung zwischen stimmhaftem und stimmlosem *s* und dergleichen. Zu ihrer Hervorbringung bedarf es einer besonderen Stellung des Unterkiefers, einer veränderten Lage der Zunge. Der süddeutschen

und sächsischen Zunge, die sich in holdestem Konsonantenschlendrian ergehen, bereitet die schärfere Markierung der Tenuis und Media fast unüberwindliche Hindernisse. Nur durch jahrelange, strenge Zucht kann man dieser Schwierigkeiten Herr werden.

Vielleicht ist dies das »letzte Etwas«, wie Fontane sagt, das jenseits des deutschen Nachahmungstalentes liegt. So wenig wie der Engländer erfolgreich gegen die Weichheit und Rundung des Französischen ankämpft, meistert der Deutsche das Englische völlig. Die Sprache wird zur Verräterin. Sie lässt sich nicht wie ein schmutziges Hemd abstreifen. Der Ungetreue, der sie über Bord werfen zu können wähnt, wird von ihr zur Strafe entlarvt. Ich habe viele Englisch und Amerikanisch redende Deutschen getroffen, aber keinen — und wenn er auch seit seinem siebzehnten Jahr seine Muttersprache verleugnet —, der nicht bei irgend einer Gelegenheit seine Abstammung im Gespräch durch eine Lässigkeit dem aufhorchenden Beobachter enthüllt hätte.

Eine makellose Aussprache ist natürlich conditio sine qua non einer richtigen Erlernung und völligen Beherrschung einer Sprache. Darunter versteh' ich allerdings etwas andres als das, was in Heiratsannoncen als »spricht perfekt Englisch und Französisch«

herumwimmelt, oder das, was der gebildete Oberkellner, der über »*the lingo of the trade*« verfügt, wissen muss.

Es kommen andre Schwierigkeiten hinzu: vor allem der stupende Wortschatz. Die englische Umgangssprache mag noch ärmer sein als die deutsche, der Mann aus dem Volke weniger Vokabeln zur Hand haben als bei uns*); man braucht indes nur einen Roman von Rudyard Kipling aufzuschlagen, um einen Begriff von diesem krösushaften Reichtum zu bekommen. Und auch die Finessen der Syntax, die man dem Anfänger gern erspart, sollen nicht verkannt werden. Diese *matter-of-fact*-Sprache, an deren Wiege der *common sense* gestanden zu haben scheint, gibt doch eine ungeahnte »Fülle freier Mitteltöne« her, von der sich der Ivanhoe-Leser schwerlich träumen

*) Einem Aufsatz von Professor Friedrich Kluge im Shakespeare-Jahrbuch (Band 28) sei folgende Statistik entnommen: »In England und Amerika hat man berechnet, dass der Gebildete im Durchschnitt über einen Vorrat von 3000 Worten verfügt; Ilias und Odyssee zusammen erreichen die Summe von etwa 9000 Worten; das Alte Testament verwertet 5800, das Neue Testament 4800; der Rigveda 10000 Worte; das Libretto einer italienischen Oper weist im Durchschnitt etwa 700 Worte auf. Milton hat die Höhe von 7000—8000 Worten erreicht; aber Shakespeare steht mit einem Apparat von etwa 20000 Worten ganz unerreicht da . . . . . . Man kann sich über Shakespeare's Wortapparat eine annähernde Vorstellung machen, wenn man erwägt, dass er etwa 150 Pflanzennamen, etwa 100 Vogelnamen kennt«.

lässt. Vergessen wir doch nicht, dass die englische Sprache die Mutter des Parlamentarismus ist und dass man in Westminster zuerst die Kunst übte, seine Gedanken zu verbergen.

Last, *but not least* sei die Sprachmelodie erwähnt. Jede Sprache besitzt eine eigne Weise. Sie bildet einen Teil ihres individuellen Charakters. In ihr äussert sich die Volksseele. Es ist der Kranz, der an die Wetterfahne des fertigen Gebäudes gehängt wird. Es genügt nämlich nicht, einen Satz grammatisch richtig zu bauen und lautlich korrekt von sich zu geben, ihn also innerlich und äusserlich tadellos hinzulegen, sondern er muss auch Kitt, Mörtel, Schwebung, Musik haben. Obwol wir vermutlich das musikalischste Volk der Erde sind, scheint es, als ob unser Ohr für diese Musik ohne Noten, für diese gesprochene Musik nicht sonderlich geschärft sei. Sie hat so gut wie ihre tönereichere Halbschwester ein Fünfliniensystem. Die deutsche Frage: »Möchten Sie eine Tasse Thee?« und die englische: »*Do you want a cup of tea?*« sind verschieden wie ein Mozart'sches Menuett und eine Chopin'sche Mazurka. Dort ein ruhiges Auf- und Abschweben mit einer höheren Schlussnote, hier ein aufgeregtes Accelerando in Triolenbewegung mit schriller Fermate. Die Frage und der rhetorische Ausruf um-

spannen die grössten Intervalle. aber auch der gemächliche Satz hat eine immanente Melodie. Man muss die Accente heraushören, muss merken, wo sie im Gegensatz zum Deutschen fehlen. Gerade diese feinste Musik geht so häufig durch das Medium der Übersetzung verloren; die latente Lyrik verflüchtigt sich, oder es wird ein fremder Klang geweckt, der dem Original nicht inne wohnte. Man lasse einmal die folgenden Verse aus »Hamlet« rein rhythmisch auf sich wirken:

»Doubt thou, the stars are fire,
Doubt that the sun does move?
Doubt truth to be a liar;
But never doubt, I love«.

Und damit vergleiche man Schlegel's Verse:

»Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.«

Bei Shakespeare fahren die einsilbigen Worte wie Messerspitzen nieder, sie sind zerhackt wie das Geständnis eines Fieberkranken; bei seinem Dolmetsch schlingen sie sich zu einem anmutigen Vierzeiler zusammen. Es hiesse Kohlen nach Newcastle tragen, wollte man diese Divergenz erörtern. Aber ebenso gut wie in der Poesie ist sie in der Prosa vorhanden; nur bedarf es hier eines feineren Ohrs, sie herauszuhören.

Alle Spracherlernung beruht auf der Nach-

ahmung. Der Papagei und das Baby sind dafür sprechende Beweise. Der Erwachsene, dem die Fähigkeit eingerostet ist, arbeitet mehr mit dem Gehirn. Aber die Sprachmelodie kann, nicht anders wie der Wolter-Schrei, nur durch Nachahmung erworben werden. Auffallenderweise will uns die Sprachmelodie des Englischen nicht recht in Fleisch und Blut übergehen, während uns das Französische viel leichter ins Ohr fällt. Äusserst selten begegnet man nur einem Landsmann, der hinter dieses Geheimnis gekommen ist. Gewöhnlich belehrt uns schon die erste Frage des Barbiergehilfen: »*Shave*, *please?*«, wess Landes Kind er ist.

Meinem Gefühl nach unterscheidet sich auch das Amerikanische von der Muttersprache nicht so sehr durch Wortbedeutung und Aussprache wie durch den Satzaccent. — Als Oscar Wilde im Jahre 1882 seine Amerikafahrt machte, fragte eine Londoner Zeitung bei ihm an, welches bisher sein stärkster Eindruck gewesen; und der nie um ein Paradoxon verlegene Dichter kabelte zurück: »Die Amerikaner haben alles mit den Engländern gemein — bis auf die Sprache«. Die Wahrheit steht zwar für den gesunden Menschenverstand auf dem Kopfe, sonst lässt sich aber nichts dagegen einwenden. Bekanntlich bilden sich die Amerikaner allen Ernstes ein, dass sie die

englische Sprache richtiger und reiner verwenden als das Stammvolk — eine jener lächerlichen Übertreibungen, die nicht diskussionsreif sind. In jedem Buche findet man als das Differenzierende die Abweichungen im Wortgebrauch verzeichnet; das unvermeidliche *I guess* eröffnet natürlich den Reigen. Im Grunde sind sie belanglos: jeder Dialekt hat seine spezifischen Wortnuancen. Viel schwerer wiegt schon die Aussprache. Das Bestreben nach Verbreiterung der Vokale herrscht vor, und durch reichliche Zuhilfenahme der Nase entsteht der gefürchtete yankeehafte *twang*, der dem Europäer zuweilen auf die Nerven geht. Den Ausschlag gibt indess die Verschiedenheit der Sprachmelodie. Mrs. Patrick Campbell und eine Schweineschlächtersgattin aus Chicago würden den Anfang — sagen wir: des Keats'schen »Endymion«: »*A thing of beauty is a joy for ever*« ebenso verschieden sprechen, wie wenn ein Cello und eine Oboe ein Thema zu bringen hätten. *C'est le ton qui fait la musique* — die Sprachmelodie macht die Sprache.

Und da die Meisten über diesen Stein stolpern, gelingt es ihnen auch nur unvollkommen, ihre Nationalität zu ersticken. So behält zum Schluss der Satz Recht, der behauptet, man könne nur seine Muttersprache erlernen.

Deutsche Anleihen.

❦

Die Puristen können's nicht ändern: auch die Sprache steht im Zeichen des Verkehrs. Sie geht auf Reisen, will die Welt sehen, erweitert ihren Gesichtskreis. Selbst da sie sittsam hinterm Ofen hockte, war sie gegen fremde Einflüsse nicht gefeit. Freier nahten ihr von allen Seiten; willig liess sie sich ihre Huldigungen gefallen, ohne viel nach Nam' und Art zu fragen. Weder den Gauner noch den Hebräer verschmähte sie. Hinterdrein teilte sie aber doch manchen Korb aus und schickte den ungebetenen Eindringling heim. Andre, mitunter fragwürdige Gestalten behielt sie bei sich, putzte sie ein wenig auf, wie es des Landes der Brauch, und lebte fortan in gutem Einvernehmen mit ihnen. Einige wussten sich sogar so vollkommen den herrschenden Sitten anzupassen, dass ihre Herkunft allmählich in Vergessenheit geriet und nur denen noch bekannt ist, die aus der

sprachlichen Abstammung der Wörter, aus der Etymologie einen Beruf machen.

War so die deutsche Sprache von alters her reichlich fremden Einflüssen unterworfen, so nahm sie immer wieder aus sich selbst heraus den Läuterungsprozess vor und liess sich nicht überfluten, wie z. B. das Englische, auf das als einen germanischen Sprachzweig die normannischen Eroberer ihr Französisch pfropften. Die Sprache befindet sich ja in einem ewigen Fluss. Verbrauchtes wird abgeschwemmt, Neues strömt ihr zu. Im allgemeinen empfinden wir das deutsche Wort als edler denn ein gleichbedeutendes Wort fremden Ursprungs (z. B. Mut neben Kurage, Wahlspruch neben Devise, Sinnbild neben Emblem u. s. f.). Im Englischen hat vielfach gerade das Umgekehrte stattgefunden. Das Französische masste sich auf dem Inselland fast die Rechte einer eignen Dynastie an. Hier haben die französischen Elemente häufig ihre adlige Sonderstellung bewahrt und behaupten ihren Platz in gehobener Rede, im sogenannten stilo culto, ohne recht populär, bei den untern Volksschichten beliebt geworden zu sein. Wir haben schon im 17. Jahrhundert wackere, wenn auch nicht immer geschmackvolle Reiniger des sprachlichen Augiasstalles gehabt: die Fruchtbringende Gesellschaft, die allem Fremden ausnahmslos den

Krieg erklärte und, wie es im Übereifer zu geschehen pflegt, das Kind mit dem Bade ausschüttete. Und wir haben heute noch gesinnungstüchtige Patrioten, die die Fremdwörter wie die Sünde hassen und für schwarzweiss-rote Ersatzwörter sogar Preise ausschreiben; verfallen sie auch nicht mehr in den Schwulst, den weiland der Palmorden grosszog, so verfolgt sie doch das Missgeschick, dass sich ihre Neubildungen nicht einbürgern, weil sie nicht allzu glücklich sind. Aber die Sprache bedarf eines solchen cerberusartigen Schutzes garnicht; auch ohne die öffentlichen Hüter ihrer Reinheit macht sie von dem Grundsatz »hilf dir selbst« nach Gutdünken Gebrauch.

Daran ändert sich nichts, mag auch die eben vindizierte Reinheit manchem in etwas trübem Lichte erscheinen, wenn im Folgenden der Versuch gewagt wird, einige Wörter und Ausdrücke zusammenzustellen, die aus dem Englischen ins Deutsche eingedrungen sind, mit der Beschränkung auf solche Wörter, denen ihr Engländertum von der Stirne abzulesen ist, also solche, die englisch geschrieben und englisch ausgesprochen werden. Bekanntlich ist die Zahl der französischen Fremd- und Lehnwörter noch viel beträchtlicher. Da haben wir uns lächerliche Neuschöpfungen geleistet, wie Raseur und Retirade, nach denen man vergeblich in einem fran-

zösischen Wörterbuch suchen dürfte; wir gebrauchen noch täglich das böse Wort Kuvert, das nicht das Umhüllende, den Briefumschlag, sondern das Umhüllte bezeichnet (ähnlich unlogisch ist unser »Bediente«, der garnicht der Bediente — lucus a non lucendo —, sondern der Dienende ist); wir sprechen ergötzlich genug von einem (!) »chambre séparée«, wenn wir ein »*cabinet particulier*« meinen; ein Monstrum wie das französische »*five-o'-clock-teaer*« haben wir noch nicht gemodelt, trotzdem wir etwa das hässliche Wort mit dem schönen Inhalt »flirten« (sprich: flörten, früher: poussieren) gebildet haben.

Drei Emissionen der englischen Anleihe lassen sich in unsrer Sprache feststellen:

1. Wörter, die englisch geschrieben und englisch ausgesprochen werden, z. B.: Interview, Clown, Bicycle, Toast. (»Klohn« und »To-ast — zweisilbig — begegnen allerdings im Volke.)

2. Wörter, die englisch geschrieben und deutsch ausgesprochen werden, z. B.: Shawl, das dazu verurteilt scheint, sein »w« stets mitzuschleppen (ähnlich wie Bowle, englisch *bowl*); Tramway, wenigstens wie es in Süddeutschland gesprochen wird; Beefsteak, das sein »i« mählich einbüsst und für das die volkstümliche Aussprache »Befsteck« oder »Befstück« (französisch: *bifteck*) aufkommt. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Wörter »Koaks« und

»Shlips«. Ersteres lautet im Englischen *coke;* doch um die englische Herkunft handgreiflicher zu machen, nahm man sich wahrscheinlich Toast zum Vorbild und führte für das Auge den Diphthong oa ein, der aber nie als solcher, auch von den Ungebildeten nicht, gesprochen wurde; das s der Mehrzahl ist eine Konzession an die Logik des gemeinen Mannes; übrigens bricht sich die Schreibung »Koks« langsam Bahn. »Shlips« andrerseits in der Bedeutung Halsbinde ist überhaupt kein englisches Wort, man sagt dafür: *tie* oder *bow*. Aber wie ist es entstanden? Das Wörterbuch verzeichnet unter den zahlreichen Bedeutungen von *slip* auch Schleife, Knoten, jedoch nicht in dem prägnanten Sinn von Kravatte. Davon haben wir jedenfalls auszugehen. *Slip* entspricht sogar lautlich vollständig unsrer Schleife, denn s in Verbindung mit einer Liquida (sl, sm, sn) wird im Deutschen zu sch (vgl. *sling* Schlinge, *small* schmal, *snow* Schnee). Gegen die selten auftauchende Schreibung »Schlips« wäre also nichts vorzubringen — für das Plural-s weiss ich keine plausible Erklärung, es sei denn, dass man an die beiden Enden denke —. Damit konnten sich aber die für alles Ausländische schwärmenden Deutschen nicht zufrieden geben und verballhornten darum den »Schlips« zu »Shlips«, was wahrscheinlich vornehmer aussehen sollte;

bis zum heutigen Tag können sie sich nicht entschliessen, den Unsinn zu beseitigen.

3. Wörter englischer Herkunft, die deutsch geschrieben und deutsch gesprochen werden, z. B. Tunnel, bei dem die Betonung zwischen der ersten und zweiten Silbe schwankt; man hat nie, dem Englischen angeglichen, »Tönnel« gesagt oder geschrieben. Bei *strike* tritt sowol die Schreibung »Strike« wie »Streik« auf, letztere heute bevorzugt, doch spricht man in Österreich wol vielfach »Strick«. Während bei Tunnel das Lautbild nicht verändert wird, hat man den offenen Güterwagen mit niederen Seitenwänden, englisch: *lorrie*, als »Lori« übernommen.

Die Ausdrücke, die ich im Folgenden beleuchten möchte, stammen alle aus der ersten Gruppe; der Stempel »*made in England*« ist ihnen deutlich aufgeprägt. Immerhin wird es sich gelegentlich zeigen, dass das, was wir für spezifisch englisch halten, vor einem strengen Richter nicht bestehen kann und ein bischen »*made in Germany*« ist. — —

Den würdigen Anfang mache John Bull!

Jede Nation hat im Völkerkonzert ihren Spitznamen. Der Deutsche hört seiner Schlafmützenhaftigkeit wegen auf den Namen Michel, der Amerikaner heisst Uncle Sam (aus der Abkürzung U. S. für United States entstanden), der Engländer John Bull. Dieser pausbäckige,

wohlgenährte Gesell, der Stammgast aller Witzblätter, verdankt sein Dasein dem Satiriker Dr. John Arbuthnot, der von 1667—1735 lebte, Hofarzt, zuletzt Leibarzt der Königin Anna und ein vielseitiger Herr war. Sein Freund Swift behauptete von ihm, er verstehe sich auf seine Kunst, doch nicht auf sein Handwerk — woraus hervorgeht, dass man schon damals solche zweiberufliche Wesen hänselte. Dieser Dr. Arbuthnot schrieb im Jahre 1712 eine »Geschichte John Bull's«, die als ein Pasquill auf den weidlich unbeliebten Herzog von Marlborough geplant war. Er wird darin als Hocus, der Holländer als Nic. Frog. der Engländer als John Bull eingeführt. Von diesem heisst es: »Im Grossen und Ganzen war Bull ein rechtschaffener, ehrlicher Kerl, cholerisch, herzhaft und von sehr unbeständigem Temperament. Das hing viel mit der Luft zusammen: seine Laune stieg oder fiel mit dem Wetterglas. John war geweckt und verstand sich sehr gut auf sein Geschäft; aber keiner liess sich mehr von seinen Partnern, Lehrlingen und Dienstboten übers Ohr hauen. Sehr leicht bekam er mit seinen Freunden Streit, wenn sie ihn lenken wollten; schmeichelte man ihm, so war er gefügig wie ein Kind. John sah gesund und feist aus, mit einem Paar Backen wie ein Trompeter«. Man achte darauf, wie richtig der Engländer als meteorologisches

Temperament bezeichnet ist, und man erkennt, wie sich Punch und Kladderadatsch diese Schilderung zu nutze gemacht haben. Auf Arbuthnot folgte der Lustspieldichter George Colman der Jüngere, der durch eine eigene Komödie, »John Bull« (1805) zur Popularisierung der Lieblingsfigur wesentlich beitrug. Und so lebt sie bis auf den heutigen Tag.

Wir hörten eben, der Engländer sei Schmeicheleien zugänglich; nichts aber schmeichelt ihm mehr als *Gentleman*. Was der civis Romanus im Altertum, ist der Gentleman in der Neuzeit. Ein einzelnes Wort für den komplizierten Begriff, der ein Aggregat von Tugenden umschliesst, haben wir nicht. Ehrenmann oder gar Biedermann mit dem Stich ins Philiströse deckt ihn nicht, obwol der Gentleman selbstverständlich ein Ehrenmann sein muss, in allererster Linie. Aber er muss mehr sein: sauber gewaschen und gekleidet, aus anständiger Familie, von guter Erziehung, persönlich von untadelhaftem Ruf, von ansprechenden Umgangsformen, kurz: ein Ritter »*sans peur et sans reproche*«. Wir neigen dazu, das Äusserliche geringer anzuschlagen; denn auch im Arbeitskittel kann sich ein vortreffliches Herz verbergen, und die schwielige Faust war unsern Volksdichtern meist lieber als die wohlgepflegte Hand. Trotzdem lässt sich der Begriff des

Gentleman von einem gewissen Dehors nicht trennen, wozu man auch die soziale Stellung rechnen kann. Ein Kloakenfeger ist nach englischer Norm kein Gentleman, so ausgezeichnete Eigenschaften er sonst besitzen mag; denn der Gentleman fängt jenseits der sauberen Fingernägel an. Er ist ein Produkt der modernen Erziehung und des Charakters. Georg IV., von dem wirklich nicht viel Gutes zu berichten ist, durfte auf den Beinamen »*The first Gentleman of Europe*« stolz sein. An Alfred Tennyson, dem poëta laureatus, imponierte dem Engländer nicht zum wenigsten der Gentleman: er war ein Dichter nach dem Geschmack seiner Königin und des Volks. Bismarck, dem niemand Anglomanie anhängen kann, fand für seinen alten Herrn kein würdigeres Epitheton ornans: »Er (Kaiser Wilhelm I.) war ein gentleman ins Königliche übersetzt, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheiten von dem Satze noblesse oblige dispensiert fühlte« (»Gedanken und Erinnerungen« I, 625). Jeder heranwachsende Jüngling hat im Reich des siebenten Eduard den löblichen Ehrgeiz, dereinst ein Gentleman zu werden, wie der römische adolescens ein Quirite ward. »*Charlie is a gentleman*«: da lacht dem Engländer das Herz im Leibe. Freilich der Tugendkomplex kann

verblassen, bis zum nichtssagenden Salonkompliment herabsinken: »*you're a gentleman*« bedeutet unter Umständen nicht mehr als: »Sie sind sehr liebenswürdig«. Doch es wäre eine grobe Beleidigung, einem nachzusagen: »*he is no gentleman*«; eine Beleidigung, die weit mehr bedeutet (wie es im Standard-Wörterbuch der englischen Sprache, dem Muret steht) als: »er hat keine Lebensart«, für die wir am passendsten ein mixtum compositum aus der Tierwelt setzen.

Der Begriff dieses englischen Volksideals hat sich die gesittete Welt erobert, und auch bei uns umspannt man den Kanon der Wohlanständigkeit mit dem einen Wort »*gentlemanlike*«. Ganz richtig ist das Wort nicht, obschon es sich nicht direkt als falsch bezeichnen lässt. Die besten Schriftsteller, Thackeray z. B., haben »*gentlemanlike*« gelegentlich in der Bedeutung »wie es sich für einen Gentleman ziemt« gebraucht. Wer aber Fremdwörter tadellos korrekt anwenden will, tut besser, »*gentlemanly*« zu sagen (es geht damit ähnlich wie mit dem französischen Gourmand, der nur bei uns als Feinschmecker, in Frankreich dagegen als Vielfrass gilt). Dem bei uns üblichen »*gentlemanlike*« wird manchmal der Sinn untergeschoben: so ähnlich würde ein Gentleman handeln, das kommt dem Betragen eines Gentleman nahe, und das will man doch nicht

damit ausdrücken. Die Sprache hat sich da wieder in souveräner Willkür eine seltsame Unterscheidung gestattet, denn »*ladylike*« ist unantastbar; »*ladyly*« wäre aus euphonischen Gründen unzulässig. Also: *ladylike*, aber *gentlemanly*.

Eine weniger erquickliche Persönlichkeit ist der Snob, dem William Thackeray durch seine humoristische Wochenschrift gleichen Namens, die am Eingang seiner literarischen Laufbahn steht (1829), die Unsterblichkeit verlieh. Ursprünglich bedeutete Snob nur Schuster, Pechhengst und deckte sich im Studenten-Slang mit unserm Philister. Die Etymologie des Wortes ist nicht genügend geklärt. Es liegt nahe, an *nob* (nobilis) zu denken und dem s privativen Charakter beizulegen; aber die Erklärung, in den Universitätslisten seien die Söhne von Adligen als *nobs*, die Söhne von Bürgerlichen kurzerhand als *snob* (d. h. sine nobilitate) bezeichnet worden, scheint ein wenig an den Haaren herbeigezogen. Andre nehmen Kontraktion aus quasi-nobs an. Ein recht ansprechender Witz ist es, den Staat in drei Klassen einzuteilen: *nob*, *snob*, *mob*.*) — Thackeray hat dem Begriff eine ungeahnte Erweiterung gegeben und den Snob kurz und bündig als den platten

*) Vgl. »The Slang Dictionary«, London, Chatto & Windus 1898.

Bewunderer von Plattheiten definiert. Diese Bewunderung, meist erheuchelt, kann sich auf die verschiedensten Gebiete erstrecken. Ist sie sozialer Natur, so entwickelt sich aus dem Snob der Streber, der sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in eine höhere Gesellschaftsklasse einschmuggeln möchte und ihre Allüren systematisch nachäfft. Richtet sie sich auf die Mode, so baut der Snob seinen kleinen Götzen grosse Altäre und sinkt mit gespieltem Entzücken vor ihnen in die Knie. Alle Modetorheiten macht er behend mit, etwa die Doppelnamen, die damals im Schwange waren und heute nicht minder als Doppelvornamen begehrt sind. Der literarische Snob ist bei uns zurzeit ein Lieblingsausdruck der Schmocks. Er ist heute keineswegs mehr eine rein insulare Erscheinung (fern sei es von mir, an die Zeitschrift »Die Insel« zu denken), Frankreich hat ihm längst Bürgerrecht verliehen; auch nicht mehr auf die Männerwelt beschränkt: Arthur Schnitzler hat einen köstlichen weiblichen Snob in »Literatur« gezeichnet. In England ist das Wort im vulgären Gebrauch noch eine Stufe herabgesunken: *snob* streift fast an *cad*, den Antipoden des Gentleman.

Noch anfechtbarer als *gentlemanlike* ist das viel missbrauchte *shocking*, von *shock* abgeleitet; was einem einen Stoss versetzt, anstössig.

(Daneben tritt die Schreibung »chokieren« auf, die aus dem Französischen stammt.) Es gehört in Deutschland augenblicklich zu den Modewörtern, die in jedermanns Munde sind. Man glaubt damit die Tartüfferie der Briten, hauptsächlich des weiblichen Geschlechts, ins Mark zu treffen. Tritt eine englische Gouvernante in dem Schwank eines deutschen Lustspielfabrikanten auf, so kann man zehn gegen eins wetten, dass das erste Wort, das dem Gehege ihrer Zähne entfliegt, jenes berüchtigte *shocking* ist; und da die Sprachkenntnis der Autoren oft nicht weit reicht, beschränkt sich der ganze Wortschatz der unglücklichen Miss mehr oder weniger auf dieses eine *shocking*. Damit soll sie in all ihrer Prüderie psychologisch erschöpft werden, und die Darstellerin der betreffenden Rolle hat die Pflicht, dieses zu Tode gehetzte Wort in allen Tonarten hervorzubringen, meist mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens, womöglich unter Zähneklappern und Augenverdrehen. Ich erinnere mich einer solchen Fadaise, darin fand es die hagere Miss jedesmal *shocking*, wenn sich ein junges Mädchen von seinem Bräutigam küssen liess. Glänzender Witz, wonnevoll! Übrigens hat dieses *shocking* sein Pendant in dem Wörtchen »*Ach!*«, das zur Charakterisierung deutscher Ungewandtheit und Verlegenheit auf der englischen Bühne und im Roman

dient. Ein Volk gibt dem andern selten etwas nach . . . Wer nun in modernen englischen Novellen mit gut geführter Konversation, also etwa in Anthony Hope oder Rhoda Broughton, nur ein wenig belesen ist, wird bald bemerken, dass *shocking* selten vorkommt, wenn es ihm überhaupt begegnet. Mit Ausdrücken des Widerwillens wird zwar nicht gegeizt, aber dann heisst es wenigstens *disgusting* oder *horrid* oder *awful* oder *nasty;* merkwürdigerweise nur nicht *shocking*, das an sich nicht falsch ist, nur in dem übertriebenen Gebrauch zur Kennzeichnung der Anstandsdamenhaftigkeit fad wirkt.

In diesem Zusammenhang dürfen *all right* und *fair* nicht fehlen; gegen beide lässt sich nichts einwenden. *Fair* in seiner Wandlung vom ästhetischen zum moralischen Begriff entspricht genau unserm schön: »das war nicht schön von dir«.

* * *

Ich gehe von einzelnen Ausdrücken zu ganzen Wortgruppen über, zu in sich abgeschlossenen Gebieten, und fange mit der Kochkunst als einem Pfeiler der causa movens des Weltbaus an.

Ein echter deutscher Spiesser mag keinen Briten leiden, und ihre Küche ist ihm sehr zuwider. Daher hat er dem Franzosen das ganze Menu von der Bouillon bis zum Dessert ab-

geguckt. Bei Sudermann werden im Hause der Gräfin Beate die Geschicke mancher Gesetzesvorlage »*entre poir et fromage*« besiegelt. Immerhin wird man überrascht sein, wieviel wir trotz unsrer Abneigung gegen die gewürzlose, unschmackhafte englische Küche dieser verdanken.

Von Suppen haben wir *Mockturtle* (falsche Schildkröten) und *Oxtail* (Ochsenschwanz) übernommen.

Für die Zubereitung des Fleisches gilt »englisch« als Kollektivbezeichnung. Roastbeef, Beefsteak, Rumpsteak werden auf diese Weise gekocht. Nur was man so gemeinhin bei uns unter dieser Marke versteht, würde der Engländer mit Fug und Recht als »*underdone*«, als halb roh bezeichnen, und das herausströmende Blut entspricht keineswegs dem Ideal der Gastronomie jenseits des Kanals. Tischen die englischen Witzblätter noch immer den Scherz auf, der Deutsche nähre sich hauptsächlich von Sauerkraut, so dichten wir dem Engländer dafür an, er esse tagaus, tagein nichts andres als Beefsteak. Wer aber einmal in England gewesen ist, weiss, dass er drüben auf einer Speisekarte vergeblich nach einem Beefsteak ausgeschaut hat, auch nie gefragt worden ist, ob er ein Beefsteak befehle. Das Ding heisst einfach *steak* oder *real steak*, wenn es sich um ein Stück vom Filet

handelt. Und wenn ich die Wahl hätte zwischen einem angelsächsischen *steak* und dem bei uns überaus beliebten, weil billigen »deutschen Beefsteak« (*Hamburg steak* nennen sie es in Amerika und tun damit den braven Hamburgern, die, wie schon Heine konstatierte, zu leben wissen, bitter Unrecht), so wär' ich allemal so ketzerisch, mich für ersteres zu entscheiden. Feinschmecker lassen sich auch bei uns was auf dem Grill braten und geniessen dazu *Worcester Sauce* oder *Mustard.* Desgleichen wissen sie *Yorkshire Ham* mit *Mixed Pickles* (Schinken aus Yorkshire mit allerlei in Essig eingemachtem Gemüse) nach Gebühr zu schätzen. Weniger werden sie sich aus *Corned Beef* (Büchsenfleisch) und *Irish Stew* machen, gedämpftem Hammelfleisch mit Rüben, das als echte Hausmannskost den beiden Forderungen »*cheap and filling*« genügt.

Neben dem Beefsteak gilt der Plumpudding als englisches Nationalgericht. Er regiert nur kurze Zeit: um Weihnachten herum feiert er glorreiche Auferstehung. Übrigens ist das Wort Pudding nicht einmal britischer Autochthon, sondern stammt von dem französischen *boudin*, bedeutet also ursprünglich Wurst. In die Rubrik der Süssigkeiten gehören ferner die *Drops*, wie wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die englischen Fruchtbonbons und auch solche, die Albion nie mit einem Auge gesehen, nennen. Eine kleine

Entgleisung ist uns wieder bei Cakes passiert: wir verstehen darunter die runden Theekuchen, die im Englisches *biscuits* heissen; mancher Deutsche, der sich in London *cakes* bestellte, mag enttäuscht gewesen sein, als ihm der Kellner ein Stück Torte oder Kuchen, aber nicht das Gewünschte brachte. Ja, die Sprache ist eine hinterlistige Erfindung und rächt sich tückisch an denen, die sie nur halb kennen.

Wir sind noch nicht zu Ende. Einige disiecta membra des Speisezettels müssen der Vollständigkeit wegen eingereiht werden. Da stehen gleich obenan auf der Liste jedes besseren Restaurants *Natives* (künstlich gezogene Austern) und zu unterst *Welsh rabbit* (geröstetes Brot mit in Bier aufgeweichtem Käse). *Ham and eggs* sowie *Toast* bekommt man in vielen Cafés zum Frühstück, *Curry* (das ostindische Gewürz) sowie *Mellin's Food* (ein Nahrungsmittel für Kinder) in einigen Kolonialwarenhandlungen zu kaufen. Endlich: was *Sandwich* ist, wissen bei uns manchmal schon die Kleinen; dass aber der im Jahre 1792 verstorbene Earl of Sandwich ihr Pate, werden manche Erwachsene zum ersten Mal hören.

Mehr Anklang als die kontinentalem Geschmack schale Zubereitung findet allmählich, zumal in den Grossstädten. die englische Anordnung der Mahlzeiten. Mancher Kaufmann hat die Zeiteinteilung der praktischen Eng-

länder in seiner Familie durchgeführt, d. h. das Hauptmahl in die Abendstunden verlegt, weil er bei den beträchtlichen Entfernungen sonst die Mittagspause zu lang ausdehnen müsste. In vornehmen Hotels serviert man gleichfalls um Mittag ein *Lunch;* dagegen spricht man wol nur in dem verbriteten Hamburg vom *Dinner.* Sonst behauptet Dîner den Vorrang; es trägt mehr den Charakter eines Festessens oder einer Einladung und ist nicht an die Stunde gebunden — in Berlin z. B. wird man von 2 ½ Uhr mittags bis 9 Uhr abends zum Dîner gebeten. Bei den Damen ist der Kaffeeklatsch vom *Fife-o'-clock-tea* verdrängt worden, und Frau Geheimrat »empfängt« nicht mehr, sondern hat an einem bestimmten Tag ihr *at home.*

An die Magenfrage schliesst sich am zwanglosesten ein Paragraph über die beiden Buchstaben *W. C.* an. Sie haben im Englischen bekanntlich zwiefache Bedeutung: einmal wird damit der Londoner Postbezirk *West Central*, die Gegend um das britische Museum (zum Unterschied von *East Central*) bezeichnet, und die jungen Leute, die hier im Stammquartier der Boarding-Häuser absteigen, tun gut daran, auf die Frage nach ihrer Adresse nicht die Abkürzung *W. C.* anzuwenden. Zweitens nennt man so den Ort, wohin nicht einmal der Kaiser einen Stellvertreter schicken kann; dafür tritt dann wieder im

Scherz *West Central* ein*). Wir haben für den Ort, »dessen Namen respektable Leute nur auf Englisch aussprechen«, wie Maupassant in den »Sonntagserlebnissen eines Pariser Spiessbürgers« meint, keinen salonfähigen Ausdruck und müssen deshalb zu dem französischen Toilette unsre Zuflucht nehmen. In Paris ist jetzt das englische *Water-closet* allgemein üblich — ein Beweis dafür, wie ein Volk sich immer am andern schadlos zu halten sucht. Indessen wäre zu wünschen, dass der Begriff des *Water-closet* auch bei uns auf dem Lande volkstümlicher würde.

Die kulinarische Anleihe war, wie der alte Briest sagen würde, ein weites Feld; schneller lassen sich die Getränke erledigen. England kann uns hier nichts von Belang bieten, da wir unsern Bedarf an Wein und Bier innerhalb der eignen Grenzen decken. Im 18. Jahrhundert wanderte der Rum, im 19. der Grog ein. In den letzten Jahren sind, seitdem sich bei uns englische und amerikanische Bars aufgetan haben, die Fremdlinge ziemlich vollzählig eingedrungen. Von Biersorten kennen wir *Ale*, *Porter* und *Stout*, etwa noch die Mischung »*Half and half*«; von Spirituosen *Whisky*, *Cherry Brandy* und *Cocktail*. Sowol erstere wie letztere sind auf gewisse Kreise beschränkt geblieben.

---

*) Vgl. Baumann, Londinismen. (Berlin, Langenscheidt, 1902[2].)

Dem Arbeiter sind die Bars und das, was sie ausschänken, terra incognita. Sprachlich interessant ist es, dass wir den Xereswein, also einen Spanier, in der englischen Form, als *Sherry*, übernommen haben. Dem Stammgast der Bars mag noch das eine oder andre Gebräu vertraut sein — auf Vollständigkeit kann diese Liste keinen Anspruch erheben.

Mehr summarisch sollen auch die sportlichen Ausdrücke behandelt werden. »Sport« selbst, aus *disport* verkürzt, ist ja englischer Herkunft: das Wort, das von Haus aus Vergnügen, Lustbarkeit bedeutete, hat eine Begriffsverengerung erfahren und umspannt jetzt nur noch eine Art körperlicher Betätigung, Leibesübungen, bei denen sich Gewandtheit mit Kraft und Kühnheit paart, wie Wettrennen, Jagd usw. Sport hat bei uns immer noch eine Spur von aristokratischem Anstrich bewahrt: das Bajonetfechten der Soldaten wird man beispielsweise schwerlich so nennen; wenn jedoch Mitglieder eines Klubs mit dem Rapier fechten oder sich schwarz und blau boxen, dann ist das Sport. In unserm ärmeren Lande ist der Sport in seinen wichtigsten Ausstrahlungen doch noch der Hauptsache nach ein Vorrecht der besitzenden Klassen; sicher ist das Volk, die misera contribuens plebs nicht so damit verquickt wie in England und Amerika. Als wirklich populär kann in Deutschland nur

der Radsport gelten; aber in dem Augenblick hörte er vielleicht auf, ein Sport zu sein, als sich Gevatter Schneider und Handschuhmacher aufs Veloziped schwangen.

England ist die Wiege und liebevolle Mutter des Sport, und es scheint, als sollten die termini technici, die diesem Gebiet entstammen, internationales Gemeingut werden, wie es das Italienische für die Musik geworden ist. Natürlich zeitigt eine von Hoch und Niedrig gleichmässig betriebene, vielfach übertriebene Beschäftigung, der so viel Zeit und Kraft gewidmet werden, ihre Auswüchse; daher fühlt sich George Bernard Shaw berechtigt, den Sport in Bausch und Bogen zu verurteilen als eine nutzlose, den ganzen Menschen absorbierende Spielerei. Wir können seinen Standpunkt verstehen und unserm Volk doch etwas mehr davon wünschen . . .

Eine Aufzählung sämtlicher Sportsausdrücke würde zu weit führen; eine knappe Auslese mag hier Platz finden.

Dem Pferdesport verdanken wir u. a.: *Turf*, *Spurt*, *Start*, *Handicap*, *Steeple-chase, Jockey*, *Trainer*, *Bookmaker* (meistens durch Buchmacher ersetzt), *Odds*, *Outsider* (auch Aussenseiter), *Derby;* damit hängen ferner noch *Cab*, *Dogcart*, *Mailcoach* und *Groom* zusammen.

Von englischen Spielen pflegen wir jetzt: Fussball (*football* ist verschwunden), *Lawn-Tennis*

und *Ping-Pong,* das Tischtennis, dessen onomatopoetischer Name das gleichmässige, an die Regentropfen erinnernde Geräusch der aufstossenden Bälle glücklich festhält. *Cricket*, *Hockey* und *Golf* sind kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Speziell das Tennis hat wieder Ausdrücke wie *match*, *game, racket, goal* herübergeworfen, und die jungen Damen halten es für sehr stilvoll, das ganze Turnier in englischer Sprache vor sich gehen zu lassen.

Der Radsport hat uns *Bicycle* und *Tandem*, der Rudersport *Sciff* und *Scull* vermittelt.

In dieser Verbindung möchte ich Klub wenigstens erwähnen. Seitdem Dr. Johnson, der literarische Diktator des 18. Jahrhunderts, die von ihm 1763 begründete Gesellschaft »*The Club*« nannte, ist das Wort mit der Zeit ein Appellativum geworden. 1797 in Heynatz' »Antibarbarus« war es noch verpönt*); heute gründen zwei Deutsche, wo sie immer in der Welt zusammentreffen, einen Klub.

* * *

Dass sich die Sprache der deutschen Handelswelt durch besondere Reinheit auszeichne, wird nicht einmal der Herr Minister behaupten wollen und können. Der Handel ist die Lokomotive der Internationalität, ein

---

*) Siehe Kluge's Etymologisches Wörterbuch, 5. Aufl., S. 202.

rastloser Kuppler, der im Laufe der Zeiten ein polyglottes Gemenge geschaffen hat. Im Mittelalter waren die Italiener die Träger der Kultur, was sich auch in der Sprache deutlich ausgeprägt hat. Allmählich beteiligten sich alle Völker mehr oder minder an dem friedlichen Austausch der Waren, und jedes Volk hat demgemäss seine Spuren in der Sprache zurückgelassen. Der Kaffee stammt aus Arabien, der Tabak von der Watlingsinsel, die Zigarren aus Kuba, der Thee aus China, der Samowar aus Russland, die Kirsche aus Armenien, der Punsch aus dem Sanskrit, die Pantoffel aus Italien und, um mit einem neumodischen Erzeugnis zu schliessen, die Pyjamas aus Ostindien. Man würde in einer Stunde nicht fertig, wollte man dieses Potpourri in seine Bestandteile auflösen. Auch Deutschland fehlt nicht darin; die erste Violine spielt es vielleicht noch nicht, aber es hat einen bedrohlichen Aufschwung genommen, den die englische Konkurrenz mit dem Sammelschmähwort »*made in Germany*« brandmarken zu müssen glaubte. Darunter versteht man in weitestem Umfang alles, was Reuleaux einst billig und schlecht nannte; *made in Germany* ist geradezu mit *cheap and nasty* identisch. Sicher überwiegt das Französische heute bei weitem in unsrer Geschäftssprache, da Frankreich für viele Handelsartikel die Durchgangsstation in sprach-

licher Beziehung bildete Im Vergleich damit ist der Anteil des Englischen gering, obgleich wir, ohne das gute Einvernehmen mit unsern westlichen Nachbarn stören zu wollen, getrost behaupten dürfen, dass sie von den Engländern als Handelsvolk überflügelt worden sind.

Trotzdem hat die britische Invasion im Zeichen Merkurs in einzelnen Geschäftszweigen (lies: Branchen) einen beträchtlichen Umfang angenommen. Nirgends mehr als in der Herrenmode.

Unsre Herrenmode, wie männiglich bekannt, ist völlig von London abhängig, wie es unsre Damenmode von Paris ist; oder, um es mit Rücksicht auf den leicht verwundbaren Patriotismus weniger kränkend auszudrücken: für Herrenmode ist London tonangebend, wie es Paris für die Damenmode ist. Und noch eine Einschränkung soll bereitwillig gemacht werden: gemeint ist hier hauptsächlich die Kleidung der »*upper ten thousand*«. Jedenfalls hat Deutschland bislang auf diesem Gebiet nichts Bahnbrechendes geleistet — etwa abgesehen von den verheissungsvollen Anläufen, die Berlin in den letzten Jahren in der Konfektion (nebenbei: ein schreckliches Wort!) genommen haben soll. Man wird von einem Aussenseiter in diesen Dingen kein fachmännisches Urteil erwarten; für ihn soll

lediglich die Sprache ein massgebendes Kriterium sein.

Danach zu schliessen, hat die Damenmode so gut wie nichts von England bezogen. Das *tailor-made costume*, eine kleidsame Tracht, danach genannt, dass sie vom Herrenschneider angefertigt wird, verschwindet allmählich von der Bildfläche und erregt im Zeitalter des Reformkleides fast nur Kopfschütteln. Geblieben ist uns das *Cape*, der ärmellose Umhang, der unter normalen Umständen wenig kleidsam aussieht. Vor drei oder vier Jahren waren einmal die prall anliegenden *Eton jackets* Mode, die ihren Namen von den kurzen Jäckchen der *Eton boys* hatten. Endlich sind noch die *Combinations* (Unterzeug, bei dem Beinkleid und Jacke zusammenhängen) eine englische Erfindung, die sich durch ihre Bequemlichkeit empfehlen mag. — Man sieht, London kann hier niemals mit Paris in Wettbewerb treten.

Dagegen behauptet es trotz der amerikanischen Konkurrenz, die jedoch auf dem Weltmarkt infolge ihrer Teuerung nicht in Betracht kommt, siegreich das Feld der Herrenmode. Zunächst hat uns das Englische hier einige Ausdrücke beschert, die den Inbegriff der Wohlangezogenheit bilden. Mondäne Romanschriftstellerinnen können dem Äussern eines Kavaliers keine höhere Anerkennung zollen, als wenn sie schreiben, er sei *tiptop* ge-

kleidet. Wesensverwandt damit ist *smart*, das am besten mit »patent« wiedergegeben wird (es braucht sich indess nicht auf das Körperliche zu beschränken und bedeutet, auf das Geistige übertragen, tüchtig, in Amerika auch gerissen). Umfassender ist das Wort *fashionable*, wol meistens von Damen gebraucht: eine Dame der feinen Welt ist *a fashionable lady*; *a fashionable man* ist zwar ein Kompliment, meist aber mit boshafter Spitze. Er huldigt zu sehr der »*latest novelty*«, die nicht immer ein Zeichen eines erlesenen Geschmacks, und streift schon ein wenig an den *Dandy*, den Narrn der Mode, Geck oder Fatzke. Etymologisch ist Dandy ein französischer Ableger: Molière's George Dandin, der nur noch in dem Zitat: »Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu« weiter lebt, der dummstolze Bauer und Parvenu, hat sich also in der Umgangssprache, leicht anglisiert, behauptet.

Desgleichen hat England dem Rohstoff, in diesem Fall also den Stoffen, die Namen geliehen. Unser Schirting ist blos eine lautliche Transskription des *shirting*. Dass es sich nicht umgekehrt verhält, lässt sich bald beweisen: *shirting* heisst die Leinwand, die zur Hemdenfabrikation dient; das Hemd aber heisst im Englischen *shirt;* in dieser Bedeutung ist uns die Wurzel des Wortes verloren gegangen, in »Schürze« haben wir sie erhalten. Hierher

gehören ferner Flanell (engl. *flannel*), seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bezeugt, *Buckskin* und *Cheviot*. Dieser verdankt offenbar den, durch die Balladen berühmten, schottischen Cheviot-Bergen seinen Namen. Neueren Datums ist *Liberty*, eine Gattung leichter, durch zarte Farbengebung ausgezeichneter Seidengewebe, deren Name sich natürlich nicht von der englischen Freiheit herschreibt, sondern von Mr. Liberty, ihrem ersten Londoner Fabrikanten. Wie Liberty-Seide erinnern uns Morris-Tapeten und Morris-Bucheinbände (nach William Morris, dem Dichter des »Irdischen Paradieses«, genannt) daran, dass England die Heimat des modernen Kunstgewerbes ist. In dieser Kategorie darf endlich *homespun* nicht vergessen werden; ursprünglich: das zu Hause, mit der Hand Gesponnene, im Gegensatz zur Fabrikware; dann allgemeiner die Bezeichnung für einen lose gewebten Wollstoff, wie er augenblicklich bevorzugt wird. Bei Shakespeare im »Sommernachtstraum« begegnet das Wort in prägnanter Bedeutung: Puck spricht da (III, 1, 79) von den »*hempen homespuns*« (gemeint sind die probenden Handwerker), bei Schlegel: »hausgebacknes Volk«.

Gehen wir zu den Kleidungsstücken über, so verdient der Frack seiner Würde gemäss den Vorrang. Der deutsche Kleinbürger hat seine Abneigung gegen ihn, wie gegen sein

Supplement: den Zylinder, noch immer nicht überwunden, als ob er instinktiv ahnte, dass ihm dieser Angstrock aus England gekommen wäre; er denkt dabei an Audienzen, Examina, Trauungen und ähnliche Nervenprüfungen. Nun unterscheidet sich, wie man weiss, der englische Frack wesentlich von seinem deutschen Vetter: er wird nur abends getragen (weder Hochzeiten noch Beerdigungen allerhöchster Staatsbeamten machen von dieser Regel eine Ausnahme) und heisst dementsprechend *evening-dress*; da in England die Hauptmahlzeit erst in den Abendstunden stattfindet, spielt der Frack beim Schmaus die erste Rolle. Die Engländer richten sich für diesen, vom Volk der Denker und Dichter immer noch barbarisch gescholtenen Genuss festlich her; sie, als wahre Künstler des Essens, halten das für selbstverständlich und schlüpfen ebenso leicht in ihren Frack, wie der deutsche Michel in seinen Hausrock (wahrscheinlich sogar leichter, sintemal der Frack seidenes Ärmelfutter hat). Das Wort Frack, das seit der Werther-Zeit bei uns geläufig ist, kehrt in dem englischen *frock-coat* wieder.

Dieser entspricht aber dem zweireihigen Gehrock, für den man vor fünfzig Jahren *Prince Albert* sagte. Viktoria's Gemahl hat seinen Namen einem Kleidungsstück vererbt, wie Viktoria's Sohn, der Prinz von Wales, jahrelang

die Mode beherrschte und einem Kleidungsstück, dem Smoking, zur Existenz verhalf.

Merkwürdig viel Anklang hat bei uns letzthin der Smoking gefunden (wieder eine jener verkehrten Entlehnungen: denn *smoking-jacket* bezeichnet eine phantastische Hausjacke mit breitem Kragen und Aufschlag an den Ärmeln; *dinner-jacket* oder familiär *chewing-jacket* sind die landesüblichen Ausdrücke, in Amerika *Toxedo*, meines Wissens nach einer Stadt benamst). Dieser illegitime Sohn aus königlichem Geblüt entstammt der Verbindung des Fracks mit der Jacke. Vom Vater hat er das Gesicht, von der Mutter die Figur geerbt. Er verhält sich zum Frack wie die Mütze zum Helm, die Zigarillo zur Zigarre. Als er seinen Siegeszug durch die Welt antrat, glaubte man in deutschen Landen voreilig, die Tage des gehassten Tyrannen Frack seien gezählt. Man jubelte dem Bastard zu, weil er der Bequemlichkeit so grosse Zugeständnisse machte. Einen Smoking leistete sich jeder Handlungsbeflissene. Alte und Junge trugen ihn gleich gern. Allein der Rausch verflog; vielleicht nur deshalb so schnell, weil der Smoking sich allgemeinster Wertschätzung erfreute und dadurch entwertet wurde. Man lernte einsehen, dass dieses Mittelding nicht ganz »voll« sei. In England, seiner Heimat, hat er nie seine Befugnisse wie in der Fremde überschritten; er ist auf Herren-

gesellschaften beschränkt geblieben, und eigentlich zog ihn nur die ältere Generation ihrer und seiner Bequemlichkeit wegen an und dem Frack vor. Bei uns war er dagegen ein Hans in allen Gassen: überall, im Theater und auf Bällen, bei Diners und Soupers sah man ihn, und zumal dann, wenn sein Träger nicht recht wusste, ob er sich die Extravaganz des Fracks gestatten dürfe; denn ein vereinzelter Frack erregt in Deutschland unliebsames Aufsehen. Jetzt steht der Smoking, der sich zum Verlegenheitskleidungsstück ausgewachsen hat, auf dem Aussterbe-Etat.

»Schwalbenschwanz«, der Taillenrock mit den spitz zugeschnittenen Schössen, dürfte nur eine Übersetzung des *swallow-tail* sein.

Der englische Einfluss erstreckt sich ferner auf die Herrenmäntel. Vor einem Jahrzehnt genoss der *Ulster* einmal grosser Beliebtheit. Vermutlich hat dieser lange, eng anschliessende Überrock von Ulster, der nördlichsten Provinz Irlands, seinen Namen entlehnt, weil er da zu Hause ist; es wäre kein seltener Sprachvorgang, dass das Land einem Produkt seinen Namen mitgibt: man erinnere sich nur an Fez, die Hauptstadt von Marokko, nach der die rote Kopfbedeckung der Türken heisst. Auf den Ulster folgte der *Waterproof*, der wasserdichte Gummimantel; eine Eigenart des Stoffs steht hier für das Kleidungsstück selbst — eine

häufige linguistische Erscheinung, die in das Kapitel der Metonymie oder Synekdoche gehört. Eine Unterart der wasserdichten Überröcke bildet der nach seinem Erfinder benannte *Mackintosh.* Die Sprache bezeugt ihre Dankbarkeit gern dadurch, dass sie deren Namen verewigt; und wenn Klopstock auch in der Ode »Der Eislauf« bewegt klagt: »Vergraben ist in ewige Nacht der Erfinder grosser Name zu oft«, so sehen wir ihn doch vielfach in kleinen Dingen fortleben. Auf diese Weise hat Gladstone die Reisetasche, der Earl of Sandwich die dünnen, belegten Butterschnittchen (vgl. S. 50), der irische Hauptmann James Boycott ein System sozialer Ausschliessung, eine Art bürgerlichen Banns, Gilka einen Schnaps und Vertikow (ein Berliner Möbelfabrikant) einen Schrank mit Unsterblichkeit beschenkt; man könnte allerdings auch das Umgekehrte sagen, denn wer wüsste noch etwas von Herrn Vertikow, wenn seine Erfindung nicht seinen Namen überdauert hätte? — Ebenso verhält es sich mit Lord Raglan, dem Paten des glockenförmigen Überrocks, der dazu dient, den Gesellschaftsanzug zu decken, wozu er sich infolge seiner Weite besonders eignet. Man denkt mit Unrecht gering von diesen Modehelden, als ob es eine traurige Berühmtheit wäre, auf diesem Wege in die Annalen der Kulturgeschichte ein-

zugehen. Lord Raglan, der Befehlshaber im Krimkrieg, ist tot; es lebe Lord Raglan, der Mantelschöpfer! Übrigens: reden wir nicht auch von Hohenzollernmänteln? Und haben nicht Kaiser und Könige Barttrachten ihren erlauchten Namen vermacht?

Auch die Dichter haben sich in dieser Richtung, die mit den Kamönen nichts zu tun hat, erfolggekrönt betätigt. Auf Dietrich Knickerbocker, den angeblichen Verfasser der humoristischen »History of New York« Washington Irving's, geht doch wol die jedem Radfahrer geläufige Bezeichnung für die Kniehosen zurück. (Im Anschluss an diesen Sportausdruck sei der *Sweater* erwähnt, die dicke, wollene Jacke, deren Name in Deutschland fast stets so ausgesprochen wird, als ob er von *sweet* (süss) und nicht von *sweat* (Schweiss) stamme; man wird schon kaum mehr verstanden, wenn man sich nicht zu dem fälschlichen i-Laut bekennt.)

Reichere Förderung verdankt die Kravatte den Dichtern. Lord Byron hat im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die fliegende Schleife aufgebracht, die kein Jünger Apolls fortan entbehren zu können glaubte. In unsern Tagen ist Edmond Rostand mit einem originellen Gebilde hervorgetreten, das den Anschein erweckt, als ob sein Träger an chronischer Halsentzündung leide; der »Cyrano«-Dichter hat

indes nicht allzu viele Nachahmer gefunden. Auch der Komponist Mascagni hat seine Kravatten-Verdienste; doch beschäftigt er sich, seitdem ihm nur noch spärlich Melodien einfallen, nicht mit der Komposition von Kravatten. sondern er ist nur ein eifriger Sammler, der das Gute und Schlechte aufpickt, wo er es findet.

England hat auf diesem Gebiet eine Umwälzung hervorgerufen. Von hier aus hat sich die wichtige Erkenntnis, dass eine Kravatte gebunden werden müsse und nicht genäht sein dürfe, alle Kulturländer erobert. Das ist wol die bedeutsamste Errungenschaft, die die Mode seit Jahr und Tag aufzuweisen hat; widerstandslos haben sich ihr alle Geschmackselemente unterworfen. Damit hat man erst eine richtige Würdigung der Kravatte angebahnt: sie ist fürder kein uneigenartiges Ding mehr, das fix und fertig in jedem Geschäft gekauft wird, sondern empfängt erst unter den Händen ihres Besitzers ihre endgültige Form und den Stempel seiner Individualität Von England haben wir auch die Namen *Four-in-hand*, Schifferknoten (eine wörtliche Übersetzung von *Sailor's knot*) und neuerdings *Scarf* übernommen. Doch ist es eine alte Torheit, Schlips englisch aufzuputzen (vgl. S. 38).

In geringerem Masse dehnt sich der Einfluss der englischen Mode auf die Kopf-

bedeckung aus, wenigstens sprachlich. Es genüge hier der Hinweis auf den *Knock-about*, den kleinen, weichen Filzhut.

Noch zwei Branchen sollen in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen werden, obwol es mir zu einer erschöpfenden Behandlung an den nötigen Spezialkenntnissen gebricht.

Was Parfumerien betrifft, so hat noch niemand versucht, den Ruf der Engländer als reinstes Volk der Erde anzufechten; aber soweit der Export nach Deutschland in Frage kommt, sind sie von den Franzosen überholt worden oder nie ihnen ebenbürtig gewesen. Atkinson hat seine Anziehungskraft bei unsern Damen eingebüsst, die Crown Perfumery nie eine besessen. Namentlich bei Herren fanden die englischen Parfums Beifall, weil sie sich vor den französischen durch grössere Herbigkeit auszeichneten. Freilich, Parfums bei Herren haben einen Stich ins Perverse. Immerhin hat England hier einige Wohlgerüche auf den internationalen Markt gebracht: »*Jockey-Club*«, »*New-mown Hay*« und »*White Rose*«. Ebenso sind die englischen Zahnpasten zurückgegangen: höchstens »*Cherry Tooth Paste*« findet noch vereinzelte Liebhaber. Von den Seifen hat sich wol nur *Pears' Soap* dank einer zielbewussten Reklame eingebürgert, und zwar so nachhaltig, dass sie regelmässig falsch ausgesprochen wird. Noch einen

Toilette-Artikel haben wir, der englischen Ursprungs ist; die wenigsten allerdings ahnen, dass das volkstümliche Goldcreme eine Verballhornung von *Cold-cream* ist.

In der Nachbarschaft der Seifen darf *tub*, die Gummibadewanne, nicht fehlen. Bei unserm Mangel an Badestuben wird sie als angenehmer Ersatz empfunden.

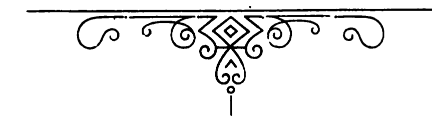
Der englische Tabak erfreut sich noch immer zahlreicher Abnehmer, da die englische Stummelpfeife (in ihrer Heimat heisst sie mit einer guten Dosis Prüderie*) »*French briar*«) langsam aufkommt. Die bekanntesten Marken sind: »*Gold Flake*«, »*Three Castles*« und »*Navy Cut*«. Durchaus fremd sind hierzulande die englischen, d. h. mit Virginia-Tabak vermischten Zigaretten geblieben, deren süsslicher

---

*) Die sprachliche Prüderie, ein noch wenig beackerter, weil heikler Gegenstand, ist sehr alt. Man kann den sog. Euphemismus als eine Form religiöser Prüderie auffassen: wenn die Griechen die Rachegöttinnen Eumeniden (die Wohlmeinenden), das gefürchtete Schwarze Meer den Pontos euxinos (das gastliche) nannten, so wollten sie den feindlichen Mächten schmeicheln. Verbreiteter ist die sittliche Prüderie. Ein Volk wälzt gern die Schuld auf das andre. Was in England »*French letter*« heisst, heisst bei den Franzosen »*redingote d'Angleterre*«. »*French gout*« gehört ebenfalls hierher. Harmloserer Natur sind die Ausdrücke »*to take French leave*« (sich ohne Abschied drücken) und »*French briar*«, das mir den Anlass zu diesen spärlichen Bemerkungen über ein sehr interessantes Thema gab.



Duft von deutschen Rauchern gehasst wird; als ob die russischen weniger penetrant wären? — Einzig und allein »*Old Judge*«-Zigaretten, ein amerikanisches Fabrikat, »gehen«; vielleicht hat ihr Name zu dem unverdienten Erfolg beigetragen; denn, deutsch ausgesprochen, entbehrt er einer gewissen Komik nicht.



Historische Lehn- und geflügelte Worte.

Friedrich Kluge hat in einem schönen Festvortrag »über die Sprache Shakespeare's« (abgedruckt im Shakespeare-Jahrbuch, Band 28) von seiner reich besetzten Tafel mit vollen Händen gespendet. Er weist darin u. a. nach, dass sich vor dem 18. Jahrhundert nur sehr geringe Spuren englischen Einflusses bei uns zeigten. »Im 15. Jahrhundert drang mit dem grossen Handel der Hansestädte die englische Bezeichnung für Schiff als Boot nach Deutschland; im 16. Jahrhundert werden die englischen Hunde mit ihrem englischen Namen als Doggen bei uns bekannt*); um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts führen deutsche Zeitungen englische Worte aus der Sphäre des Parla-

*) In der Hundefamilie haben wir die englischen Namen *Bulldog* und *Foxterrier*.

mentarismus wie Bill, Adresse ins Deutsche ein«. Gleichfalls dem 17. Jahrhundert gehört der Pickelhäring an (englisch *pickleherring*), der Spassmacher, den die englischen Komödianten nach Deutschland mitbrachten; das Wort ist vom Hanswurst verdrängt worden — es scheint, dass ein Zusammenhang zwischen der lustigen Person und der Lieblingsspeise eines Volkes obwalte.

Im 18. Jahrhundert vollzieht sich dann die reiche Befruchtung unsrer Literatur durch die englische. Von Milton bis Byron fehlt kaum ein Dichter von Bedeutung. Im Jahre 1732 erschien Bodmer's Prosaübersetzung von Milton's »Verlorenem Paradiese«: in gewisser Beziehung das Geburtsjahr des englischen Einflusses. Hand in Hand mit der literarischen, wenn auch in viel geringerem Masse, geht die sprachliche Einwirkung, um die allein es mir hier zu tun ist.

Gottsched's Kampf mit den Schweizern brachte das englische Wort *bombast* für Schwulst in Aufnahme; schon in des Leipziger Diktators Handlexikon der schönen Wissenschaften ist es gebucht. Trotz seines ruhmredigen Germanentums wäre Klopstock nicht ohne Milton zu denken. So sehr er sich auch der Verbritung unsrer Sprache entgegenstemmte, was ihn nicht hinderte, die eigne auf dem Kothurn der klassischen Periode stolzieren zu lassen.

so fand er doch seinem deutschen Mädchen den Namen Fanny, den Henry Fielding's Roman »Joseph Andrews« hergegeben. (Aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stammen die Vornamen Selma und Oskar, Zeugen unsrer Ossian-Schwärmerei.) Lessing endlich, der die Vorherrschaft der Franzosen erschütterte und den ersten Baustein zu einem Shakespeare-Tempel in Deutschland herbeitrug, hat unsrer Sprache die Worte Gemeinplatz (für *commonplace*) und empfindsam (für *sentimental*) einverleibt; ersteres begegnet bei Lessing noch in der Form Gemeinort, um bald danach von Wieland seine heutige Gestalt zu empfangen, letzteres schlug Lessing dem Übersetzer von Laurence Sterne's Roman »*Yorick's Sentimental Journey*«, dem trefflichen Bode, im Jahre 1768 vor. Herder, Goethe, Schlegel waren theoretisch oder praktisch für Shakespeare's Verständnis tätig.

Die folgende Entwicklung kann nicht besser als mit Kluge's Worten dargestellt werden: »Der beginnende Wettbewerb mit dem englischen Original, zu dem ein kühnes Übersetzergeschlecht sich erdreistete, vergrösserte für unsre Sprache die Gefahr der Verbritung, welche vorher Milton heraufbeschworen hatte. Unser damaliges Deutsch konnte sich an literarischer Durcharbeitung, an Reichtum und Geschmeidigkeit noch nicht

mit Shakespeare's Englisch messen, aber mit dem Mut wuchs unsern Übersetzern die Kraft.... In Herder's Strassburger Kreis reizt Shakespeare zu Nachbildungen, die sich an den schwierigsten Stellen erproben. Zehn Jahre früher hatte Wieland die erste Gesamtübersetzung des Engländers unternommen; und gleich die Dichtung, mit der er dieselbe eröffnete, ... brachte unsrer Muttersprache bedeutsamen Gewinn«. Im Einzelnen werden nun folgende Wörter aufgezählt: Fee und Elfe, die fortan aus unsrer Poesie nicht mehr wegzudenken sind; Heimat, an die Stelle des adverbialen heim tretend; Halle, die Übertragung des englischen *hall*, keine absolute Neuprägung, da das Wort Luther bekannt war, aber eine neue Einprägung, zu der Shakespeare den Anlass gab; Rüpel, erst von Wieland und Eschenburg in der heutigen Bedeutung verwandt. »Noch lässt sich an ein modernes Wort erinnern, bei dem Shakespeare gleichsam Pate gestanden hat. Das Wort Sekt war uns schon durch das vorige Jahrhundert geläufig, aber nur als Bezeichnung für süsse Weine aus Spanien und von den Kanarischen Inseln, und in dieser Bedeutung erscheint das entsprechende englische *sack* auch bei Shakespeare: *sack* ist Falstaff's Getränk in Heinrich IV.; und Ludwig Devrient soll, indem er nach der Theatervorstellung in der Weinstube die Rolle des Falstaff wahrte, zuerst mit dem Rufe: Sekt

Champagner verlangt haben, der somit seinen neuen Namen von unserm englischen Dramatiker und seinem deutschen Mimen gemeinsam erhielt«.

— — Nicht gerade Legion, aber doch sehr beträchtlich ist die Zahl der Zitate, die wir Shakespeare verdanken: in F. A. Leo's Zusammenstellung (Shakespeare-Jahrbuch, Band 27) nimmt sie 102 Seiten ein; sie verfällt allerdings gelegentlich in den Fehler, eine Sentenz für ein Zitat auszugeben, ohne ihre Volkstümlichkeit genügend zu berücksichtigen. Ein gewiegter Shakespeare-Kenner hat sich hier von persönlicher Empfindung ein wenig zu weit fortreissen lassen. Vielleicht kommen wir darum der Wahrheit näher, wenn wir uns im Büchmann die geflügelten Worte zusammensuchen. Wir machen dabei die interessante Entdeckung, dass Hamlet bei weitem die erste Stelle einnimmt; auffällig ist sie eigentlich nicht, wenn wir bedenken, wie populär das Werk ist, wie wir darin am meisten deutsche Wesensart und Gemütstiefe erblicken, so dass Ferdinand Freiligrath einst den Ausspruch tat: »Deutschland ist Hamlet«.

Ich möchte hier nur solche geflügelten Worte aus Shakespeare hervorheben, bei denen gar nicht mehr empfunden wird oder bekannt ist, woher sie stammen, die — wie Kluge es ausdrückt — »aus jeglichem Zusammenhange

losgelöst, sich in jedes sprachliche Gefüge einschmiegen lassen und somit ihren Ursprung fast zu verleugnen scheinen«. Man könnte sie, zum Unterschied von den poetischen, Formeln der Prosa nennen. Von den Titeln seiner Dramen kämen da in strengstem Sinne nur »Viel Lärm um Nichts«, »Verlorene Liebesmüh« und »Ende gut, alles gut« in Betracht. Wenn wir von der »Zähmung der Widerspenstigen« oder einer »Komödie der Irrungen« sprechen, fühlen wir doch stets den Titel des Shakespeare'schen Werkes hindurch. Bei »Viel Lärm um Nichts« ist das nicht mehr der Fall; da haben wir Benedikt's und Beatricens Plänkeleien und Don Juan's schnöde Tücke vergessen; wir gebrauchen viel Lärm um nichts, so wie wir »*tant de bruit pour une omelette*« sagen. »Ende gut, alles gut« hat sprichwörtlichen Charakter angenommen; und von »Verlorener Liebesmüh« mögen sogar solche reden, die nie von dem Lustspiel gleichen Namens gehört haben.

Aus den Werken selbst habe ich folgende Prosaformeln der Alltagsrede ausgewählt: »des Gedankens Blässe« (Hamlet III, 1); »Kaviar für's Volk« (Hamlet II, 3); »Methode im Wahnsinn« (Hamlet II, 2); »(ein Ziel) aufs innigste zu wünschen« (Hamlet III, 1); »was ist ihm Hekuba« (verstümmelt aus Hamlet II, 2); »(Gründe), gemein wie Brombeern« (1. Heinrich IV., II, 4); »Kanonenfutter« (1. Heinrich IV., IV, 2); »Buch

der Natur« (Antonius und Kleopatra I, 2); »Milch der Menschenliebe« (Macbeth I, 5, vgl. Schiller's Wilhelm Tell IV, 3: »Milch der frommen Denkungsart«); »Zahn der Zeit« (Mass für Mass V, 1); »kundiger Thebaner« (König Lear III, 4); bis zur Vulgarität abgegriffen ist das fast zur Partikel gewordene »*last not least*« (*though last, not least, in love*, Julius Caesar III, 1, wegen des Wortspiels unübersetzbar).

Sonst haben wir nur noch ein Sprichwort, das oft englisch zitiert wird: »*Time is money*«; »Zeit ist Geld« begegnet aber mindestens ebenso oft. Ganz vereinzelt findet man einmal in einem Leitartikel die Phrase: »*The right man in the right place* (meist deutsch zitiert: der rechte Mann an der rechten Stelle), der eine am 15. Januar 1855 im Haus der Gemeinen von dem Abgeordneten H. A. Layard gehaltene Rede zur Unsterblichkeit verholfen; im Original lautet der berühmte Passus etwas anders: »*I have always believed that success would be the inevitable result if the two services, the army and the navy, had fair play, and if we sent the right man to fill the right place*«.

Wie sehr uns Shakespeare in Fleisch und Blut übergegangen ist, werden wir erst recht inne, wenn wir die verhältnismässig winzige Beisteuer aller übrigen englischen Schriftsteller mustern.

Zunächst die Titel, die allgemeinere

Geltung erlangt haben, teilweise volkstümlich geworden sind. Sheridan danken wir die »Lästerschule«; Dickens, dem populärsten aller Romanschreiber, »das Heimchen am Herd«; Thackeray den »Jahrmarkt des Lebens« (auch »Eitelkeitsmarkt« genannt — einer der glücklichsten Titel, die ich kenne!) und Charles Darwin den »Kampf ums Dasein«. Die wenigsten werden wissen, dass diese abgedroschene Phrase im Untertitel der 1859 erschienenen Schrift über »die Entstehung der Arten auf dem Wege natürlicher Zuchtwahl oder die Erhaltung bevorzugter Rassen im Kampfe ums Dasein« geprägt worden ist. Auch zwei amerikanische Autoren haben zur Vermehrung unsres Sprachguts ihr Scherflein beigetragen: Mrs. Harriet Beecher-Stowe, die glühende Vorkämpferin für die Abschaffung der Negersklaverei und die erbitterte Pamphletistin gegen Lord Byron's Ehre — sie hat einen Schwarzen verherrlicht und einen Herrlichen angeschwärzt: könnte man auf ihren Grabstein setzen — darf sich rühmen, mit »Onkel Tom's Hütte« nicht nur in die Urwälder, sondern auch in den Grunewald gedrungen zu sein; und James Fenimore Cooper, der Liebling einer abenteuerlustigen Jugend, liess sich schwerlich träumen, dass ein deutscher Junge, wenn er seinen letzten Groschen aus der Tasche zieht, dereinst sagen würde: »Der Letzte der Mohikaner«.

Ein halbes Dutzend Zitate muss noch den Engländern gutgeschrieben werden. Von Robert Burns, dem volkstümlichsten Liedersänger aller Zeiten, haben wir: »Mein Herz ist im Hochland«, das sich auf den Schwingen einer einschmeichelnden Melodie über Berg und Tal bewegt hat, obwol es nicht zu den selbständigsten Schöpfungen des begnadeten Lyrikers gehört. — Lord Byron schenkte uns den posierenden Eingangssatz seines Tagebuchs: »Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt«. — Francis Bacon, der viel missbrauchte, schuf in den religiösen Betrachtungen (Meditationes sacrae) das oft variierte Wort: »Wissenschaft ist Macht«, an dessen Festungswall die abgefeimtesten Hypothesen der Baconianer abprallen; Otto Erich Hartleben z. B. bildete danach »Güte ist Macht«, das Motto zu seiner Komödie »Ein wahrhaft guter Mensch«. — Die Verfasser der andern Zitate sind in Vergessenheit geraten. Dass der uralte Rechtssatz »Mein Haus ist meine Burg«, ein Fundament des englischen Staatslebens, auf Sir Edward Coke, einen Zeitgenossen Shakespeare's, zurückgeht, wissen weder die Beneideten noch die Neider, wenn sie sich nicht gerade bei Bartlett, dem englischen Büchmann, Rats erholen. — Ebenso wenig kennt man in Deutschland den Verfasser des Liedes »Lang, lang ist's her« *(Long, long ago)*,

den liebenswürdigen Thomas Haynes Bayly (1797—1839); durch seinen gemütvollen Inhalt ist es den Bauernmädchen ans Herz gewachsen, für zweistimmigen Gesang besonders geeignet. — »Meine bessere Hälfte«: wer dächte bei diesem arg zerzausten Wort nicht eher an eine Berliner Posse von David Kalisch, als an die »Arcadia« Sir Philip Sidney's, des edlen Verteidigers der Dichtkunst? Und doch steht der Ausdruck *(My dear, my better half)* im dritten Buche dieser mit Euphuismus über und über parfumierten Schäfergeschichte. — Thomas Campbell geschähe Unrecht, würde er, der in Westminster Abbey ein Ehrengrab hat, mit den Verschollenen in die Massengruft geworfen; trotzdem hat das Zitat: »Künftige Ereignisse werfen ihre Schatten voraus« *(Coming events cast their shadows before)*, das aus »*Lochiel's Warning*« (1802) entlehnt ist, seinen Urheber überlebt.



»J«.

Ein Beitrag zum Nationalegoismus der Engländer.

Im Wörterbuch steht zwar hinter »I« ich; für die meisten Menschen heisst es aber ich von Gottes Gnaden; ICH; moi, je. . . Denn noch immer ist die Ansicht im Schwange, der nationale Stolz, die Selbstüberhebung, der Egoismus der Engländer äussere sich durch nichts charakteristischer als durch den grossen Anfangsbuchstaben im Pronomen der ersten Person. Alle andern Wörter schreibt der Herr Vetter klein; nur wenn er von sich selbst spricht, kann er sich den Luxus nicht versagen, einen grossen Buchstaben hinzusetzen. So sehr ist er vom eignen Werte durchdrungen, aufgeblasen. Der bescheidene Deutsche sagt von sich: »meine Wenigkeit«, und im Geschäftsbrief hält er es für eine Zier, das »ich« womöglich unter den Tisch fallen zu lassen.

In der Schule wird die Weisheit zum ersten Mal erzählt; der Lehrer schmunzelt dabei übers ganze Gesicht, denn nicht oft ist er in der Lage, für eine auffallende Erscheinung eine so einleuchtende, plausible Erklärung zu geben. Zäh wie alles Falsche hat sich das Märchen behauptet und ist heute schwer genug auszuroden. Den meisten Menschen ist es in Fleisch und Blut übergegangen; die ganz Gebildeten denken, wenn sie dieses »I« sehen, an Treitschke's »perfides Albion«. Bis auf den heutigen Tag können sich sehr verständige Leute von dieser volksetymologischen Deutung nicht trennen.

Professor Julius Rodenberg z. B., der doch englisches Wesen an der Quelle studiert und dem »Alltagsleben in London« ein Skizzenbuch gewidmet hat, lässt sich folgendermassen darüber aus: »Der Engländer, der alle Wörter und alle Begriffe seiner Sprache klein und nur sein »I«, sein Ich, gross schreibt: das ist der Mann, der den schmalen Boden seiner Heimat, Fuss an Fuss, mit Fabriken bedeckt und die übrige Welt zwingt, ihm die Erzeugnisse derselben abzukaufen . . . . Er ist der Mann, der als Naturforscher in die Eis- und Schneewolken des Chimborasso steigt und die glühenden Eingeweide des Ätna durchsucht, der als Berichterstatter der Heerschar eines tödlichen Krieges folgt und, um eine Wette zu ge-

winnen, in einem leichten Segelboote durch die Klippen des Mittelmeeres in den gefährlichen Hellespont steuert — er ist der Nachfolger jenes Römers, der mit dem Ausruf: »civis Romanus sum« unter den Ruten des Liktors stirbt — er ist Idealist und Materialist, er ist Krämer und Ritter, Philister und Aventurier — er ist alles, weil er im Grunde nichts ist als . . . Egoist! . . . »Einer für alle und alle für Einen« — das ist Deutsch. »Jeder für sich selber!« — das ist Englisch«.

Wenn's nicht wahr ist, ist's doch gut erfunden. Und diesen Chimborasso von geistreichen Wendungen hat das eine Wörtchen, der eine Buchstabe »I« auf dem Gewissen; schade nur, er ist auf Triebsand errichtet. Mir will nicht aus dem Sinn, was George Egerton in »Rosa Amorosa« ihrem Liebhaber zuruft; »Du darfst nicht in den gewöhnlichen Fehler des Ausländers verfallen, indem du die Engländer nur als ein Volk von Krämern, Freibeutern zu Lande und Seeräubern ansiehst. Verliere nicht aus den Augen, dass unter allen modernen Völkern England die Wiege der grössten und mannigfaltigsten Dichtung gewesen ist«.

Nach Rodenberg soll der bekannteste französische Romanschreiber zu Worte kommen.

Emile Zola ging während des Dreyfus-Handels, wie erinnerlich, auf das Drängen

seiner Freunde ins Exil und blieb dort vom 19. Juli 1898 bis 4. Juni 1899. Der Übersetzer seiner Romane, Ernest Alfred Vizetelly, stand ihm treu zur Seite und hat über die aufregungsvolle Zeit in einem Memoirenbande*) genau Bericht erstattet. Der Dichter schrieb dort »Fécondité« und interessierte sich mehr für die Malthusische Lehre als das englische Leben. Immerhin fand er drei Feuilletonstoffe, die ihn reizten: 1) über die Physiologie des englischen guillotinemässigen Fensters, mit besonderer Berücksichtigung des Umstands, dass jeder Architekt, der ein französisches Fenster einem englischen Haus zukommen lässt, es regelmässig nach aussen öffnet, sodass es vom Wind tüchtig gepufft wird, statt es, wie es sein sollte, nach innen gehen zu lassen; 2) über die Nachlässigkeit der Engländerinnen beim Aufstecken ihres Haars und den fabelhaften Verbrauch von Haarnadeln in England (man denke: bei einem einzigen Spaziergang zählte er vier Dutzend solcher corpora delicti, und sein begeisterter Boswell bemerkt dazu: ja, M. Zola ist ein Beobachter!); 3) über das grosse »I« in seinem Verhältnis zum englischen Charakter.

Namentlich dieses Thema liess ihm keine Ruhe. Die Stelle ist bezeichnend genug, um

*) With Zola in England. Leipzig, Tauchnitz.

wörtlich wiedergegeben zu werden. Eines Tages fragte also Zola seinen Vizetelly:

»Wie kommt es, dass der Engländer, wenn er von sich schreibt, regelmässig einen grossen Anfangsbuchstaben gebraucht? Dieses grosse »I«, das so oft in einer Ich-Erzählung begegnet, setzt mich als besonders arrogant in Erstaunen. Ein Franzose, der von sich spricht, schreibt je mit kleinem j; ein Deutscher gebraucht, obwol er alle seine Hauptwörter mit grossen Buchstaben beschenkt, ein kleines i. wenn er ich schreibt; ein Spanier versieht, wenn er überhaupt das persönliche Pronomen gebraucht, sein yo mit einem kleinen y, während er die angeredete Person mit einem grossen V beehrt. Ich glaube wahrhaftig — trotzdem ich nicht hinreichend mit fremden Sprachen bekannt bin, um mit Sicherheit über diesen Punkt zu reden —, dass der Engländer der Einzige in der Welt ist, der sich einen grossen Buchstaben beilegt. Dieses »I« setzt mich als der Triumph des Egoismus in Erstaunen. Es ist hoch, gebieterisch und so kurz! »I« — und das genügt. Wie ist das gekommen?«

Darauf gab ihm Vizetelly folgenden Bescheid:

»Es war für mich schwierig, M. Zola darüber Auskunft zu erteilen; ich bin in diesen Dingen ein recht dürftiger Gelehrter, und ich konnte darüber in keinem Nachschlagebuch,

das ich bei mir hatte, etwas finden. Indessen vermutete ich, dass das grosse I als persönliches Pronomen ein Überbleibsel aus der Zeit sei, da das Englische, ob geschrieben oder gedruckt, ebenso wie das Deutsche heutzutage, mit grossen Buchstaben besät war. Täusche ich mich, so wird mich vielleicht Einer, der es besser weiss, korrigieren. Dagegen habe ich oft beobachtet, dass das Kind in seinem ersten Drang gern »i« schreibt und dass erst auf Ermahnungen hin das provozierende, egoistische »I« die untertänige Form des Buchstabens ersetzt. Das überraschte M. Zola weiter nicht, da die Eitelkeit wie die meisten andern Laster erworben und nicht von Haus aus unsrer Natur eigen ist. Aber in spöttischer Weise regte er an, man könne ein sehr humoristisches Feuilleton über den englischen Charakter schreiben, indem man sich diesen hohen, steifen, selbstbewussten Buchstaben »I« zum Vorwurf nehme.«

Sehr humoristisch wird nun die Sache leider nicht sein, kann sie nicht sein, es sei denn, dass man den Humor davon in allen diesen gesucht geistreichen Ausführungen und — in der Unkenntnis des Sachverhalts erblickt. Auch Johannes Scherr*), der als dritter im Bunde folgen möge, sieht »einen tiefen

*) Geschichte der englischen Literatur, 3. Aufl., 1883, S. 9.

Sinn in dem an und für sich geringfügigen Umstand, dass der Engländer das Fürwort der ersten Person (I) gross und das der zweiten (you) klein schreibt, während wir Deutsche es gerade umgekehrt machen. Jeder Engländer ist ein Aristokrat oder trachtet, einer zu werden«, u. s. f.

— — Die viel geschmähte Philologie bietet des Rätsels einfache Lösung, die indes bei weitem nicht so amüsant ist, wie das Rätsel selbst; ja, ich bedaure es fast, dass ich damit den Fabulisten die Hände binde. Schliesslich können nicht alle Menschen ein mittelenglisches Kolleg hören.

Es handelt sich nur um eine graphische Eigentümlichkeit. Im Altenglischen lautete das Pronomen der ersten Person: »ic«. Daraus wurde im Mittelenglischen: »ich«, und später mit Ersatzdehnung »ī«. Dieses alleinstehende »i« musste gekennzeichnet werden; Schreibmaschinen waren damals noch nicht erfunden, und bei den schlechten Drucken flossen die Buchstaben häufig in einander über, man schrieb daher im Auslaut, wol zur besseren Unterscheidung, neben i y oder auch ij, und das j hatte die Form eines senkrechten Strichs, war also nicht bis aufs i-Tüpfelchen exakt. Allmählich bürgerte sich das blosse | (j) ein, und daraus erklärt sich die Verwechslung mit der ebenso aussehenden Majuskel.

Das Ei des Kolumbus! Das »I« des Engländers!

Alle andern, unendlich viel geistsprühenderen Deutungen sind ins Reich der Fabel zu verweisen. Eine Druckergepflogenheit, die auf die Bequemlichkeit der Leser Rücksicht nimmt, hat schlechterdings mit dem Nationalstolz eines Volkes wenig zu tun. In neunundneunzig Büchern waren das »I« und der englische Egoismus verkoppelt; ich bin fest davon überzeugt, wenn demnächst das hundertste Buch erscheint, wird die alte Suppe wieder aufgewärmt. Es ist auch eine zu schöne Gelegenheit, dem bestgehassten europäischen Volke eins auszuwischen.

So viel ist gewiss: an der heutigen Schreibung »I« sind die Engländer unschuldig. Deshalb braucht man sie nicht gegen den Vorwurf des nationalen Egoismus in Schutz zu nehmen. Nur sollten die, die ihn erheben, das Übel nicht aus falschen Quellen herleiten.



Englische Eigennamen in Übersetzungen.

Übersetzen ist eine Kunst, obwol sie häufig sehr handwerksmässig betrieben wird, und in der Kunst sind Regeln meistens vom Übel. Es scheint daher von vornherein misslich, die Frage: Sollen Eigennamen übersetzt werden? aufzuwerfen. Das ist Privatsache der Übersetzer, ihr Geschmack und Sprachgefühl hat das allein zu entscheiden, werden die meisten erwidern; wozu soll man pedantisch eine Theorie aufstellen, wenn uns die Praxis zeigt, dass es eine Norm hierfür nicht gibt? Die einen übersetzen beherzt alle Eigennamen, und zwar in der Weise, dass sie die Vornamen durch die entsprechenden in der eignen Sprache ersetzen, die Nachnamen erforderlichenfalls mundgerecht machen; die andern behalten die ursprüngliche Form bei; noch andre sind zu einem Kompromiss bereit. Wer hat recht? Gibt es hier überhaupt ein Recht?

Nie und nirgends ist so viel übersetzt worden wie in unserm Zeitalter, und wir nehmen zweifellos die erste Stelle ein. Es sei nur daran erinnert, wie lückenlos uns die skandinavische Literatur etwa seit einem Jahrzehnt vorliegt. Ein neuer Roman von Zola oder ein neues Drama von Sudermann erscheint heute fast gleichzeitig in mehreren Kultursprachen. Nun gibt es bekanntlich zwei Arten von Übertragungen: konservative und radikale. Erstere steht auf dem Standpunkt, nichts hinzuzusetzen und nichts zu verschweigen, das Werk des Dichters genau so, wie er es geschrieben hat, der andern Sprache einzuverleiben. Diese Art überwiegt heutzutage bei weitem. Die radikale besteht in einer Umarbeitung, die fast einer Neuschöpfung gleichkommen kann. Der Mittler erblickt seine Aufgabe darin, alles, was an ein fremdes Werk erinnern könnte. von Grund aus zu beseitigen; die Personennamen, der Schauplatz der Handlung, mitunter der Dialekt werden transloziert. Bei dieser Entwurzlung kann der Fall eintreten, dass ganze Partien unterschlagen werden, weil es dafür kein Äquivalent gibt; oder es wird dafür etwas eingesetzt, was das Original mutatis mutandis noch am ehesten erreicht. In Deutschland sind solche Übertragungen verhältnismässig selten geworden, vielleicht weil nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz von

Dolmetschen den Mut und das Geschick zu so durchgreifenden Transsubstantiationen besitzt, vielleicht aber auch weil sie eingesehen haben, dass sie zwischen zwei Stühlen sitzen: denn der Übersetzer ist der Diener des Originals und nicht sein Herr. Mitunter entziehen sich diese Bearbeiter der Kontrole, indem sie es nicht einmal für der Mühe wert halten, ihre Quelle zu nennen; sind sie besonders ehrlich, so fügen sie »nach einer Idee von X. X.« hinzu. In England dagegen erfreut sich dies Verfahren weitgehender Beliebtheit; namentlich französische Romane werden skrupellos für die Londoner Bühne ausgeschlachtet.

Zum Glück spotten viele Werke — und gerade die besten — solcher Umpflanzungen. Man pflegt dann zu sagen: der betreffende Dichter ist unübersetzbar. Das hat man mit Recht von Maupassant gesagt. Aus der englischen Literatur des letzten Jahrhunderts könnte ich leicht ein Dutzend Namen aufzählen; der eine, Dickens, genüge. Wir besitzen eine ganze Reihe Übersetzungen von ihm, doch nicht eine einzige erfüllt billige Ansprüche. Und wer möchte sich getrauen, Thackeray in unser geliebtes Deutsch zu übertragen?

Für diese Skizze kommen die radikalen Übersetzungen nicht weiter in Betracht Denn ob der Held einer mit Stumpf und Stiel aus-

gegrabenen Geschichte, der im Original etwa Louis Charpentier hiess, fortan Ludwig Zimmermann oder August Schneider heisst, das läuft auf eins hinaus. Handelt es sich um ein englisches Werk, so wird die Namensänderung in den meisten Fällen unumgänglich sein, weil die englischen Namen, insbesondere die Vornamen, leicht falsche Vorstellungen erwecken.

Und das führt mich dazu, ein Wort über die englischen Vornamen vorauszuschicken. Den Frauen gebührt der Vortritt. In England sind bekanntlich die Kosenamen für das weibliche Geschlecht weit mehr an der Tagesordnung als bei uns. Kosenamen sind unübersetzbar. Mit Bess (für Elizabeth), Nell (für Helen), Nan (für Annie), Griggs (für Gertrude) u. s. f. wissen wir nichts anzufangen; bei uns lauten die entsprechenden Namen: Liesel, Lene, Annchen, Trude. Die Hälfte aller weiblichen englischen Eigennamen existiert überhaupt bei uns nicht: z. B. Edna, Florence, Iza, Jessie, Mabel, Maggie, Maisie, May, Peggy, Rhoda, Tessie u. v. a. Was bleibt da dem Übersetzer übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die Waffen zu strecken? Noch schwieriger verhält es sich mit den männlichen Namen. Die meisten Engländer besitzen zwei Vornamen, deren zweiter häufig mit dem Anfangsbuchstaben abgekürzt wird (Stanley J. Weyman); seltener ist dies bei dem ersten

der Fall (A. Conan Doyle). Der erste ist der Rufname (John, Henry, Charles, William u. s. f.), der zweite bleibt uns bisweilen in seinem Ursprung dunkel. Am öftesten wird er den Familiennamen der Mutter oder eines Vorfahren oder sonstigen Verwandten darstellen (Percy Bysshe Shelley, Samuel Taylor Coleridge u. s. f.); daneben kann er der Nachname des Paten sein. an eine berühmte Begebenheit anknüpfen, auf die näheren Umstände bei der Geburt hinweisen (etwa Seaborn) und dergl. Ob eine dieser Möglichkeiten bei den Namen Jerome Klapka Jerome, Clement Molineux Royds, Felix Calvert Mackenzie, William Wymark Jacobs zutrifft, vermag ich nicht zu sagen. Man braucht nur den Tauchnitzkatalog nachzuschlagen, um eine hübsche Blütenlese vertrackter Namen beisammen zu finden. Und wie soll es der Übersetzer damit halten?

Wie hat es denn der grosse Übersetzungsmeister August Wilhelm Schlegel getan? Vielleicht vermag sein Beispiel alle Zweifel zu zerstreuen. Da von Shakespeare's Tragödien und Komödien nur je eine auf englischem Boden spielt, seien die Historien an erster Stelle berücksichtigt. »König Johann«: Prinz Heinrich, William Langsword, Jakob Gurney (im Englischen: James), Louis der Dauphin von Frankreich. Also der englische Thronfolger erhält einen deutschen, der französische behält

den eignen Namen. (Zur Rechtfertigung liesse sich allenfalls anführen, dass Ludwig eine Silbe mehr zählt, was im Vers seine Unannehmlichkeiten haben könnte.) Ferner: William Langsword, aber Jakob Gurney. Warum nicht Wilhelm Langsword? Warum nicht Wilhelm Langschwert? Das Söhnchen des Herrn Page in den »Lustigen Weibern von Windsor« wird doch auch Wilhelm genannt. Im allgemeinen darf man sagen: die Vornamen hat Schlegel nicht geschont. Freilich lässt sich kein Grund einsehen, warum er Sir Hugh Evans und Sir John Falstaff beibehalten hat, zumal der feiste Ritter von seinen Kumpanen gelegentlich Hans genannt wird. Von einer Einheitlichkeit kann da kaum die Rede sein. Interessanter sind die Fälle, wo sich Schlegel zu einer Namensänderung entschloss. Zwei seien hier erwähnt. Dass das englische Juliet nicht übernommen wurde, ist darum selbstverständlich, weil für uns das Diminutiv Julchen einen komischen Beigeschmack hat, vielleicht schon für Schlegel hatte. Wir würden uns ein Julchen eher als die Heldin eines komischen Epos von Wilhelm Busch als einer Liebestragödie von William Shakespeare denken. (Julia klingt übrigens meinem Gefühl nach edler als Julie, wie andere geschrieben haben.) Dass aber aus Sir Andrew Aguecheek ein Christoph Bleichenwang wurde, kann nicht gebilligt werden; gegen Andreas

lässt sich nicht das mindeste einwenden, die Vermehrung der Silbenzahl fällt nicht ins Gewicht, sobald man Andres schreibt, und da es sich um eine komische Figur handelt, ist diese Form durchaus statthaft*). Mit Fug hat z. B. Dingelstedt dem Junker wieder zu seinem rechten Namen verholfen. Sollte uns wirklich ein verbesserter Schlegel geschenkt werden, so wird sich die Übersetzungskommission auch mit diesem winzigen Punkt zu beschäftigen haben. Andrerseits darf man nicht mit dem Lobe kargen für die Treffsicherheit, mit der Schlegel einige Namen eingedeutscht hat. Frau Hurtig (Mrs. Quickly) und Dortchen Lakenreisser (Doll Tear-Sheet) scheinen mir den Preis zu verdienen. Wenn bei Dingelstedt aus der wackren Wirtin eine Frau Raschmacher geworden ist, so bedeutet das der Hurtig gegenüber eine Verwässerung, aber keine Verbesserung. Trotzdem ist Schlegel

*) Nicht mit Unrecht erbost sich der amerikanische Shakespeare-Forscher Horace Howard Furness in einer ausführlichen Anmerkung zum dreizehnten Bande der Variorum Edition über die deutschen Übersetzer, die so frei mit Shakespeare's Nomenklatur umspringen. Wenn er aber emphatisch ausruft: »Der ungehaltene Hohn wäre »kolossal«, mit dem die Deutschen einen englischen Dolmetsch überhäufen würden, der Gretchen in Peggy verwandelte«, so mutet uns das komisch an: Furness hat offenbar nie von dem moralischen Melodram gehört, das Sir Henry Irving aus dem herrlichsten Gedicht der Deutschen herausschneidern lässt und den naiven Londonern darzubieten wagt.

in der Aneignung vielleicht etwas zu weit gegangen. Die Namen der komischen Gestalten, die zugleich charakterisierend sein sollen, hat er samt und sonders übertragen. Dann wundert man sich wieder, dass aus Falstaff kein Fallstab geworden ist. Genug der Beispiele. Sie werden dartun, dass man von einer Gesetzmässigkeit bei Schlegel nicht sprechen kann. Nach Gutdünken lässt er stehen oder übersetzt er. Die grössere Willkür herrscht allerdings bei den Vornamen. In dieser Beziehung ist der Meister schwerlich ein Muster.

Vielleicht ergeben sich jedoch aus dieser kleinen Namenlese einige allgemeine Gesichtspunkte. Herrschernamen - das leuchtet ein — werden der fremden Sprache angepasst; und zwar nicht nur die Namen der regierenden Monarchen, sondern auch die der Mitglieder eines fürstlichen Hauses. King John ist für uns selbstverständlich König Johann: wir sagen ebenso: Karl I. und Eduard VII. und Ludwig XIV., genau so gut wie die Engländer von William II, die Franzosen von Guillaume II und die Amerikaner jetzt von Prince Henry sprechen. Da hat also kein Volk vor dem andern etwas voraus.

Ebenso steht es mit den Ländernamen. Jedes Volk macht sie sich völlig zu eigen. Deutschland ist für die Franzosen l'Allemagne und für die Engländer Germany; la Suisse ist für uns die Schweiz, für die Engländer Switzer-

suchen; was aber für die Gegenwart gilt, darf auch auf die Vergangenheit angewandt werden, die, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, in dieser Beziehung noch leichtfertiger zu Werke gegangen ist.

Ernst Eckstein hat einmal gesagt, die Wahl der Namen sei für die erzählende Dichtkunst ungefähr von der gleichen Wichtigkeit, wie die Wahl der Tonart für die Musik. »Geist und Geschmack offenbaren sich auch in diesem scheinbar nebensächlichen Akte des Produzierens aufs Unverkennbarste. Der Dichter hat sich mit gleicher Sorgfalt vor zwei Extremen zu hüten. Auf der einen Seite droht ihm die Charybdis der Plattheit, der Banalität; auf der andren die Scylla einer übertriebenen Begriffsschärfe, die der psychologischen Charakteristik gewissermassen ins Handwerk pfuscht.« Für den gewöhnlichen Sterblichen ist der Name eine Zufälligkeit; für den Romanhelden, der gewappnet dem Haupt seines Schöpfers entsteigt, keineswegs nur Schall und Rauch. Der Klang erweckt in uns gewisse Ideenassoziationen. Man denke an Arthur Pendennis, Ebenezer Scrooge, Beppo, Angela Messenger (von Walter Besant), Kim (von Rudyard Kipling), an Philine, die Poggenpuhls (von Fontane), Renate Fuchs u. v. a. Hier ist wirklich der Name ein wichtiges Stück des Trägers. Nun kann es sich ereignen, dass

der Name in einer fremden Sprache nicht nur die ihm innewohnende Bedeutung einbüsst, sondern ganz andre Gedanken hervorruft.

In dieser Hinsicht ist der letzte Roman von Thomas Hardy lehrreich. Er heisst im Original »Jude the Obscure« und ist kürzlich in einer deutschen Übertragung von A. Berger unter dem Titel »Juda, der Unberühmte«*) erschienen. Dass aus dem Jude des Originals im Deutschen ein Juda geworden, ist als seltener Ausnahmefall durchaus zu billigen; Jude kann der Held in einem deutschen Buch nicht heissen, selbst wenn es aus dem Englischen übersetzt ist, weil das Lautbild eine störende Illusion weckt. Bei dieser Gelegenheit sei eine Bemerkung über biblische Namen eingeschoben. Bekanntlich sind sie in England weit verbreiteter als bei uns, und speziell alttestamentarische Namen, »die aus dem Niltal mitgeschleppte Plage«, begegnen nicht nur bei Israeliten, sondern sogar unter dem Hoch-

*) Wenn Titel übersetzt werden müssen, sind sie nicht selten eine arge crux für den Dolmetsch, aber das entschuldigt ihn nicht, den Sinn so zu verkennen, wie es hier geschehen ist. Obscure heisst allerdings meistens »unberühmt« (z. B. in der folgenden Stelle aus Robert Burns' Commonplace-Book: »Obscure I am, and obscure I must be, though no young Poet, nor Young Soldier's heart ever beat more fondly for fame than mine«), hier aber »der Mann im Schatten, der Einsame«, in dem Sinn, wie Gerhart Hauptmann das Wort gebraucht hat.

adel. Wem fielen da nicht David Copperfield, Dickens' berühmtester Held, und Rebecca Sharp, Thackeray's berühmteste Heldin, ein? In uns können diese Namen leicht falsche Vorstellungen erzeugen, und wir tun jedenfalls besser daran, von Dēwid Copperfield zu reden, ohne dass wir uns dem Vorwurf des literarischen Snobtums auszusetzen brauchten. Rebecca Sharp, die uns einen ganz andern Typus suggeriert, wird ja von Thackeray selbst meist Becky genannt — ein Beispiel, das sich Rebekka Lombard, die belesene Heldin der Novelle »Herrin« von dem im englischen Roman wohlbewanderten Friedrich Spielhagen, zu nutze macht. Trotzdem würden wir es uns energisch verbitten, wollte sich der Übersetzer die Freiheit nehmen, Copperfield etwa Georg und Miss Sharp etwa Gertrud zu taufen; auch Esther geht uns als Name für ein Dienstmädchen, ganz abgesehen von Grillparzer's Dramenfragment, gegen den Strich, und doch, wie bezeichnend ist der biblische Name für die methodistische Heldin des Romans »Esther Waters« von George Moore! Die Verwandlung des Jude in einen Juda war also geboten. Die Verwandlung der Sue in eine Suse sollte verboten sein. Denn Suse hat für uns etwas Phlegmatisches, zum Träumen Geneigtes, und gerade das Gegenteil davon finden wir bei Sue Bridehead. In dieser scheinbar belang-

losen Zutat der Übersetzerin offenbart sich weder Geist noch Geschmack.

Zwei weitere Fälle seien hier noch verzeichnet. Das sonst vortrefflich verdeutschte »Neue Dschungel-Buch«*) von Rudyard Kipling macht aus dem Mowgli des Originals einen Mogli Die Übersetzerin vermutete wahrscheinlich, Mowgli sei für uns zu schwer auszusprechen (ist etwa Nechljudow bei Tolstoi einfacher?); aber das ow ist hier kein Mono-, sondern ein Diphthong, und ich vermag daher nicht einzusehen, wenn sich überhaupt die Notwendigkeit einer Änderung erweisen lässt, warum der Dschungelknabe Mogli statt Maugli genannt werden soll. — Ohne alle Konsequenz ist der Übersetzer der »Tales of Mean Streets«**) von Arthur Morrison verfahren. Hier wird der Versuch unternommen, die Geschichten aus dem Londoner Ostend auf Wiener Boden zu verpflanzen. Gewonnen haben diese realistischen Skizzen dadurch kaum, denn der Wiener Dialekt besitzt etwas Weiches, Geschmeidiges Anmutiges, Musikalisches, während das rauhe, ja rohe Cockney des East-End sogar das Berlinische noch an »Ruppigkeit« übertrifft. Die zweite Geschichte darin wird keck »Die Lisl

*) Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

**) »Geschichten aus den Winkelgassen« von Edward Falck. Wiener Verlag, 1900.

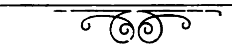
Hunt« benannt. Lisl und Hunt, ein deutscher Kosename und ein vollblütig englischer Nachname: die Zusammenstellung ist recht bedenklich. Ein par Zeilen später kommt der Name ihres künftigen Mannes vor: Billy Chope, und der Übersetzer ändert keinen Buchstaben; Billy entspricht aber genau unserm Willy. Lisl Hunt und Billy Chope — wie reimt sich das zusammen?

Diese Beispiele zeigen, dass die modernen Dolmetsche in der Unsicherheit der Namenbehandlung Schlegel noch um ein erkleckliches überflügeln; sie wissen in ihrer Verworrenheit nicht aus noch ein. Mit Rücksicht darauf sei ihnen empfohlen, die englischen Eigennamen mit Ausnahme der Regenten und berühmter Personen aus der Geschichte und Sage, falls nicht zwingende Gründe zu einer Änderung vorliegen, völlig unberührt zu lassen. Nach meinen Erfahrungen scheint das am erspriesslichsten. Ob im Französischen dasselbe Noli me tangere zu gelten hat, wage ich nicht zu entscheiden. Im Englischen ist es schon aus dem Grunde ratsam, weil sich die Mehrzahl der Eigennamen überhaupt nicht übersetzen lässt oder, wenn sie übersetzt wird, sich mit der deutschen Namengebung nicht deckt.

Noch ein kurzes Wort über Ortsbezeichnungen, vornehmlich Strassennamen. Soll

man aus der George Lane eine Georgsgasse und aus Bishop's Gate ein Bischofstor machen? Der Sprachgebrauch schwankt: wir reden zwar von der Avenue de l'Opéra und dem Boulevard des Italiens, aber vom Markusplatz und wol auch von der Fünften Avenue. Unsre Übersetzer bevorzugen die letztere Art. Oxford Street in London (»the street which from Oxford has borrowed its name«) heisst bei ihnen allemal Oxfordstrasse. Die Konsequenz wäre, dass sie z. B. Regent Street, ebenfalls in London, Regentenstrasse nennen müssten; damit wären wir aber im Berliner Tiergarten und nicht mehr in der vornehmen Londoner Geschäftsstrasse. Und doch scheuen sie nicht davor zurück: der Roman von Richard Whiteing »No. 5 John Street« wird skrupellos mit Johannesstrasse 5 wiedergegeben. Dagegen hat Gillan Yase kürzlich einen Roman »Under the Linden« (und nicht Under the Limetrees) genannt. Ich würde mich in jedem Falle für Beibehaltung der im Lande üblichen Bezeichnung entscheiden, schon deshalb, um das Lokalkolorit nicht zu verwischen. Denn auch hier können leicht Missdeutungen entstehen. Neunzig von hundert Übersetzern würden z. B. Montague Place in London mit Montague-Platz wiedergeben; nun ist Montague Place aber kein Platz, sondern eine mässig breite Strasse, und selbst wenn sie wüssten, dass Platz im Englischen

durchaus nicht immer Place heisst (dafür gibt es den Ausdruck Square), und sie würden dafür Montague-Strasse setzen, so wäre uns auch nicht gedient, weil wir dabei natürlich an die benachbarte Montague Street dächten. Aber das ist ja so unwichtig, wird man mir einwenden, in Anbetracht der Tatsache, dass weitaus die meisten Leser nicht wissen, was lane und gate und square bedeutet: in einer Übersetzung darf doch kein unverständliches Wort stehen bleiben. Darauf erwidere ich: für die Ungebildeten wird überhaupt nicht übersetzt, die mögen das Gute lesen, was sie in ihrer Muttersprache besitzen. Der halbwegs gebildete Leser weiss aber, wenn er Street liest, dass er sich in England, wenn er von Francs hört, dass er sich in Frankreich, wenn er Werst liest, dass er sich in Russland befindet. Will der Übersetzer etwas besondres für seine Leser tun, so kann er ja, wenn die betreffende Orts-, Münz- oder Massangabe von Belang ist, zu einer Anmerkung seine Zuflucht nehmen; aber er sollte in keinem Falle vergessen, dass sein vornehmlichster Zweck darin besteht, uns nie die Illusion zu rauben, dass wir es mit einem fremden Werk zu tun haben.



Englische Anleihen.

Was haben die Engländer von uns? ...

Wer ihr zähes Festhalten am Alten kennt, ihr Misstrauen gegen alles Fremde, besonders aber gegen das, was aus Deutschland kommt, wird sich nicht wundern, dass die Worte *made in Germany*, die den englischen Sprachschatz bereichert haben, sich nahezu an den Fingern der Hand herrechnen lassen.

Und doch strömt dem alten Sprachstamm beständig neues Blut zu, aber nicht vom Kontinent, sondern von den Kolonien. Diese frischen Eindringlinge sind durchaus demokratischer Natur im Gegensatz zu den französischen Elementen, die teilweise einen aristokratischen Anstrich bewahrt haben.

Sehen wir uns einen Augenblick im Bereich der englischen Sprache um, so wird uns sofort auffallen, dass die Umgangssprache eine gewichtigere Rolle spielt als bei uns, zumal

in der Literatur. Das *conversational talk*, eine rechte Strassenschönheit, hat einen gefährlichen, wenn auch gutmütigen, frohgelaunten Nachbar: das *Slang*. Slang ist beileibe nicht von vornherein Jargon, wie man oft in Deutschland wähnt. Was es ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Vielfach nur Alltagsrede mit gesundem, derberem, schlagkräftigem Anstrich; eine nicht amtliche Sprache, nicht *hall-marked*, im Gegensatz zum echten Metall, das den Stempel der Innung trägt; Sprache, die gesprochen wird, aber nicht buchreif ist und daher von den Schriftstellern mit Vorliebe herangezogen wird. Jeder gebraucht sie, gebraucht sie gern, der Herzog so gut wie der Kutscher, die Frau Professor so gut wie die Aufwaschfrau, der *M. P.* so gut wie der Hyde Park-Harangueur, ersterer aber nur in den Wandelgängen. Im Handumdrehen kann aber das Slang zum Argot, zum *Cant* werden. Jeder Stand hat gewissermassen sein eignes Slang. Es gibt ein Börsenslang, ein Rennbahnslang, ein Theaterslang, ein Schulslang, von dem uns Kipling in »Stalky & Co.« amusante Proben mitgeteilt hat, u. s. f. Noch eine Stufe tiefer steht das *Cockney*, die spezifisch Londoner Gemeinsprache und wol auch gemeine Sprache. Der Cockney ist ursprünglich der unverfälschte Londoner, der in der Altstadt (City) geboren ist, so weit man

»Bow Bells», die Glocken einer Kirche St. Mary le Bow, hört. Man erkennt ihn auf der Stelle an der Unsitte, die h's zu unterschlagen oder da, wo sie nichts zu suchen haben, vorzuschlagen *(to drop the h's).* Das Cockney reicht aber weit in die Provinz hinein*).

Doch zurück zu dem deutschen Import!

Zunächst seien einige Ausdrücke verzeichnet, die, ohne deutsch zu sein, das Wort »*German*« enthalten oder eine deutsche Stadt als Bezugsquelle: *German sausage* (Wiener Würstchen) und *German toys* (Nürnberger Spielsachen); *»to be stuffed like a Strasburg goose«* spielt auf die Strassburger Gänseleber an; »*Dresden*« bedeutet Meissner Porzellan.

Lehrreich ist immer, was die Witzblätter in dieser Richtung leisten. Die Kenntnis der Engländer vom Deutschtum werden sie nicht vermehren: *Hurra! — ach Gott! — nicht wahr? — Sauerkraut — Vaterland*, das ist so ziemlich alles. Hurra soll unsre Begeisterungsfreudigkeit treffen. Ach Gott! scheint dem puritanischen Engländer, der den Namen Gottes ängstlich meidet und, wenn er flucht, verstümmelt (vgl. *Zounds = God's wounds*), sehr lasterhaft. Sauerkraut, eines der ältesten Lehnwörter, ist unser vermeintliches Nationalgericht. Vater-

*) Am besten orientiert man sich jetzt über diese entarteten Kinder der Sprache in Baumann's »Londinismen«.

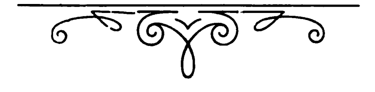
land mögen sie aus der Zeit haben, da die deutschen Flüchtlinge in England herumschwirrten und von ihrem politischen Ideal eines geeinigten Vaterlands schwärmten.

Aus der gelehrten Sprache stammen: *Aufklärung*, *Weltanschauung*, *Stimmung*, *Leitmotiv*. Völlig gleichwertige Begriffe existieren dafür nicht. Leitmotiv dankt natürlich Richard Wagner, dem inbrünstig, aber nicht frei von Mode-Auswüchsen Verehrten, sein Dasein. Auf die Philologie beschränkt sich die Vorsilbe »*Ur-*« in Kompositis wie Urhamlet, Urfaust.

Das deutsche Bier ist heute jenseits des Kanals eine Macht geworden, die zur Verbrüderung der Völker beiträgt. Es schmeckt zwar nicht wie in der Heimat, da es unter der Seereise leidet, aber kein vernünftiger Engländer, der die Zunge auf dem rechten Fleck hat, ist gegen seine Vorzüge unempfindlich. Er hat seine Verbindlichkeit durch die beiden Bezeichnungen *Lager* und *Spaten* bezeugt. Dass er auch deutschem Wein, wenigstens in der Sprache, ein Denkmal gesetzt hat, indem er jeden Weisswein *Hock* nennt (von Hochheimer abgeleitet), kommt ihm nicht mehr zum Bewusstsein; so wenig wie der Widersinn, dass er den Rotwein *Claret* nennt (vom französischen *clair* abgeleitet) — eine famose Etymologie nach dem Beispiel canis a non canendo.

Zum Schluss soll noch ein buntes Sträusschen von Lehnwörtern zusammengebunden werden: *Schottisch*, *Meerschaum*, *Kindergarten*, *Kaiser*, *Bluchers* (Halbstiefel zum Schnüren). Das Nesthäkchen unter ihnen ist *Bummel;* der lustige Jerome K. Jerome hat es durch sein übermütiges Buch »*Three Men on the Bummel*« seiner Muttersprache einzuverleiben gesucht; aber wer in London bummeln geht, geht doch *on the spree.*

Und damit möge dieser Bummel durchs Sprachrevier schliessen.



Wortregister.

